

Die fromme Dröhnung
Wenn gläubige Metaler
Abendmahl feiern, dient
als Kelch schon mal ein
Kuhhorn. HINTERGRUND 3

Eine Komödie im Gepäck
Alle Jahre wieder: Die
Senioren Bühne Belp tourt
durch Berner Kirchengemeinden. REGION 2



Hart auf hart
Häusliche Gewalt geht
meist von Männern aus.
Die Sensibilität für das
Thema steigt. DOSSIER 5-8

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre
Kirchgemeinde lesen Sie
in Ihrer Gemeindebeilage
im 2. Bund. AB SEITE 13

reformiert.

saemann
Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung
Nr. 2/Februar 2018
www.reformiert.info

Die Zürcher bauen an einer Mega-Kirchgemeinde

Strukturreform Zürich ist nicht nur die grösste Stadt der Schweiz, jetzt entsteht hier auch die grösste Schweizer Kirchgemeinde. Der Zusammenschluss hat allerdings einen Schönheitsfehler.



Das grosse Werk kann jetzt angepackt werden; über 30 Kirchgemeinden werden zu einer einzigen zusammengeführt.

Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Zürich wird die grösste Kirchgemeinde der Schweiz. Mit rund 80 000 Mitgliedern wird sie grösser als beispielsweise die reformierte Landeskirche Graubünden. Das Zürcher Kirchenparlament hat Mitte Januar dem Zusammenschluss von 31 Kirchgemeinden auf Stadtgebiet zugestimmt, hinzu kommt das benachbarte Oberengstringen.

Die Reform hat aber einen Schönheitsfehler. Die Quartiergemeinden Witikon und Hirzenbach bleiben aussen vor. Sie wollen ihre Autonomie noch ausbauen. Ein Antrag der vorberatenden Kommission, sie zur Fusion zu zwingen, scheiterte nach einer emotionalen Debatte.

Kanton regelt Pfarrwahlen

Der Zürcher Kirchenratspräsident Michel Müller sieht die Fusion als Chance. «Die Stadt erhält nun das Gewicht, das sie verdient.» Die Befürchtung, dass sich die Gemeinde von der Landeskirche abkoppeln könnte, teilt er nicht. Der Kirchenrat wolle starke, funktionsfähige

Gemeinden. Zudem sei das strukturelle Defizit der Gemeinden, die bisher in einem Stadtverband eng verflochten waren, zu gross, als dass ein eigener Verwaltungsapparat aufgebaut werden könnte.

Auch nach dem Entscheid der Synode sind freilich noch wichtige Baustellen offen. Als erste Kirchgemeinde will Zürich ein Parlament einführen, dafür muss nun die kantonale Kirchenordnung angepasst werden. Ob die Legislative die Kirchenpflege als kirchliche Stadtregierung wählt, ist offen. Andreas Hurter, Präsident des Stadtverbands und für die Reform verantwortlich, plädiert dafür: «Für eine Volkswahl fehlen Parteien, die eine Vorselektion vornehmen.» Der Kirchenrat hingegen bevorzugt eine Volkswahl wie in allen Gemeinden.

Einen gewichtigen Streitpunkt hat die Politik entschärft. Das Kirchengesetz schreibt vor, dass Pfarrpersonen von der ganzen Gemeinde gewählt werden müssen. Der Stadtverband wollte im Gegensatz

zum Kirchenrat in den neu entstehenden Kirchenkreisen wählen lassen. «Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen die Legitimation vor Ort», sagt Hurter. Vor allem bedauert er aber, dass die Kirche diese «wichtige Frage» nicht selbst klären konnte. In der Stadt Zürich arbeiten zurzeit 73 Pfarrpersonen und Pfarrer.

Start im Reformationsjahr

Die zehn Kirchenkreise, zu denen die Quartiergemeinden zusammengefasst werden sollen, bezeichnet Hurter als Hilfskonstruktionen, um nur so viel wie nötig zentral zu steuern. Die Befugnisse der Kreise werden in der Kirchgemeindeordnung definiert, die im Herbst vor das Volk kommt.

«Ich bin froh, dass wir nun aus dem Diskussionsmodus raus sind und einen Boden haben, auf dem wir aufbauen können», sagt Hurter. In der neuen Struktur starten will Zürich bereits 2019. Felix Reich

Bericht: reformiert.info/synodezh

«Der Kirchenrat hat keine Angst vor der Grösse der neuen Kirchgemeinde. Vielmehr erhält die Stadt Zürich nun das Gewicht, das sie verdient.»

Michel Müller
Zürcher Kirchenratspräsident

Die letzte Runde auf der Langstrecke ist eingeläutet

Bern Wie in Zürich sind die Reformierten auch in der Bundesstadt unterwegs zu einer Kirchgemeindefusion.

Montagabends treffen sich einmal im Monat ein paar Leute in der Stadtberner Friedenskirche. Das «Gebet für eine Kirchgemeinde Bern» steht jeweils an. Es sei eine kurze liturgische Feier und ein freies Gebet, erklärt Mitorganisator und Kirchgemeinderat Konrad Fischer. Man wolle vor allem etwas für die vielen Leute tun, die sich schon lange intensiv organisatorisch einsetzen für die geplante Fusion der zwölf Kirchgemeinden der Bundesstadt. «Wir sind die Basis der Kirche. Und wir wollen die Verhandlungen und die Überlegungen zur neuen Struktur geistlich unterstützen», sagt Fischer.

Breit abgestützte Planung

In der Tat läuft auch in Bern organisatorisch schon lange viel. Bereits im Jahr 2010 wurde von der Gesamtkirchgemeinde – die zentrale Verwaltung der zwölf Kirchgemeinden – der sogenannte «Strukturdialo» angestossen. Grund für dieses Projekt war hauptsächlich der Rückgang der Kirchenmitglieder; auch die Nutzung der Liegenschaften geriet dabei in den Fokus. Unter intensivem Einbezug aller Beteiligten wurden Möglichkeiten diskutiert, Varianten entworfen, Etappen definiert. Während Zürich (Bericht links) die Zielgerade jüngst erreicht hat, ist im Berner Langstreckenlauf jetzt die letzte Runde eingeläutet worden.

Das Berner Gebet für die Kirchgemeinde repräsentiert das Anliegen vieler Mitglieder: Ende August sagten die involvierten Kirchgemeinden nahezu einstimmig Ja zu Fusionsverhandlungen. Das habe niemand dermassen deutlich erwartet, sagt der Kommunikationsverantwortliche Ueli Scheidegger. Zurzeit arbeitet ein Steuerungsgremium einen Fusionsvertrag aus. Dabei seien vor allem Fragen rund um Exekutive, Parlament, Kreis-kommissionen und Mitarbeitendenmitwirkung die Knackpunkte, so Scheidegger. Aber eine Abstimmung über den Vertrag 2019 sei möglich. Dann könnte die Kirchgemeinde 2020 Realität werden. Dass dies Sinn macht, ist den meisten Kirchenmitgliedern klar geworden; so macht auch die weite Strecke zum Ziel Sinn. Marius Schären

Wissen Sie, was «die in Bern» tun?

Landeskirche «Die Kirche» gibt es bei den Reformierten so nicht – sie wird in den Gemeinden teils ganz unterschiedlich gelebt. Doch der Rahmen dafür wird in Bern verhandelt, in Gremien, die vielen kaum bekannt sind.



Die Berner Kirchenlandschaft bewegt sich. Im November 2018 wählt die Synode – das Parlament – die Regierung neu, den Synodalrat. Im März steht im Grossen Rat des Kantons Bern das neue Kirchengesetz vor der Verabschiedung.

Aber was hat das mit dem einzelnen Kirchenmitglied zu tun? Diese Frage verstärkt sich, wenn man sich näher mit der reformierten Landeskirche Bern-Jura-Solothurn (Refbejuso) beschäftigt. Der «Tätig-

keitsbericht 2016» des Synodalrates beispielsweise umfasst 60 Seiten. Es ist von Departementen die Rede, von Kanzlei, Präsidialem, Zentralen Diensten, Bezirken, Gesamtprojektausschüssen, Delegationen. «Die Kirche» ist demnach viel mehr als das, was im Dorf sichtbar ist.

200-köpfiges Parlament

Die 217 Kirchgemeinden von Refbejuso sind in 13 kirchlichen Bezirken organisiert. Sie entsenden anteils-

«Die Kirche ist viel mehr als die Summe ihrer Kirchgemeinden.»

Michael Graf
Präsident des Pfarrvereins Bern

mässig nach Kirchenangehörigen 200 Personen ins Parlament. Diese sogenannten Synodalen bestimmen die Kirchenordnung, die Kirchenverfassung und den inhaltlichen Auftrag der Kirchen. Und sie wählen den Synodalrat, das oberste Vollzugsorgan und die oberste Aufsichtsbehörde von Refbejuso. Die sieben Räte definieren die Aufgaben der Pfarrpersonen, ordinieren und ermächtigen sie zum Dienst.

Viele Pfarrer, keine Parteien

Parteien gibt es keine unter den Synodalen. Doch nach der Wahl in die Synode treten sie einer von sechs Fraktionen bei: der Positiven, Jurassischen oder Liberalen Fraktion, den Unabhängigen, der Gruppe Offene Synode oder der Kirchlichen Mitte. Diese vertreten unterschiedliche theologische und kirchenpolitische Positionen. Zurzeit sind 40 der 200 Synodalen amtierende oder ehemalige Pfarrpersonen. Im Synodalrat sind es gar fünf von sieben. Für Refbejuso kein Problem, wie Sprecher Hans-Martin Schaar sagt: «Einen Konflikt mit dem Grundsatz der Gewaltentrennung vermögen wir in der Zusammensetzung des Synodalrates nicht zu erkennen.»

Michael Graf pflichtet bei – er ist Pfarrer, Pfarrvereinspräsident und Synodaler: «Nicht vom Beruf, sondern von den Fähigkeiten und der Treue zur Kirche hängt alles ab.» Er ortet aber im grossen Harmoniebedürfnis vieler Synodaler und den Spannungen im Synodalrat eine Bremse für Aufbruch und Begeisterung. Doch die Kirche sei viel mehr als bloss die Summe ihrer Kirchgemeinden. Deshalb brauche es diese Gremien für Aufgaben, die eine Kirchgemeinde allein nicht lösen könne. Das sei denn auch «die vornehmste Aufgabe der Kirchenzentrale»: der Dienst an den Kirchgemeinden und allen, die für sie arbeiteten – ein Dienst der Ermutigung und Stärkung. **Marius Schären**

J+S-Gelder für christliche Jugendarbeit

Politik Freikirchliche Jugendverbände bekommen nun doch Fördergelder vom Bundesamt für Sport.

Bald ein Jahr ist es her, dass das Bundesamt für Sport (Baspo) neun christliche Jugendverbände vom Programm Jugend und Sport ausschloss. «Wir fördern den Sport, nicht die Mission», liess damals das Baspo verlauten und strich die Fördergelder, weil es in den Sportlagern zu stark um Religion und zu wenig um Sport gehe. Die Empörung war gross, nicht nur bei den Verbänden; Kritik kam auch aus kirchlichen Kreisen. Nun zeigt sich das Bundesamt kompromissbereit: Wenn die Jungscharen sich neu als Vereine mit angepassten Statuten organisieren, werden sie wie bisher finanziell unterstützt. Auch müssen sie einen Dachverband gründen, wo ihre Leiter nach den Vorgaben der J+S-Förderung ausgebildet werden. Damit können die Lager weiterhin unter dem J+S-Label stattfinden.

BESJ lehnt das Angebot ab

Jeder Jugendverband wird nun selber entscheiden, ob er mitmachen will. Bereits ist klar, dass der Bund Evangelischer Schweizer Jungscharen (BESJ), unter den betroffenen Organisationen eine der grössten, diesen Vorschlag ablehnt. «Wie viele Verbände unser Angebot nutzen werden, können wir jetzt noch nicht sagen», meint Christoph Lauener vom Bundesamt für Sport. «Das wird sich im Lauf des Jahres zeigen.» **Katharina Kilchenmann**

Eine Komödie mit Herz und Leber

Kultur Die Senioren Bühne Belp tourt durch Berner Kirchgemeinden. Im Gepäck hat sie eine rabenschwarze Komödie von Lorenz Keiser.



Seniorencatering – Leichenmahle sind ihre Spezialität.

Foto: Andreas von Gunten

SBB steht nicht etwa nur für die Schweizerischen Bundesbahnen, sondern ist auch die Abkürzung für die Senioren Bühne Belp. Diese gibt es seit 24 Jahren unter dem Patronat der Kirchgemeinde Belp-Belpberg-Toffen. Seit drei Jahren nun führt Urs Hirschi dort Regie. «Ich wollte mich sozial engagieren, aber nur an einem Ort, wo ich auch etwas weitergeben kann», sagt der 79-jährige,

der sein Leben lang neben seinem Lehrerberuf Theater gemacht hat. Die SBB habe eine wichtige soziale Komponente: Einerseits sei es eine schöne Beschäftigung für die Schauspieler. «Die Leistung, die sie erbringen, ist gewaltig», fügt Hirschi an. Und andererseits biete die SBB dem Publikum mit seinen Aufführungen eine abwechslungsreiche Nachmittagsunterhaltung.

Für Hirschi ist klar: Ein Seniorentheater könne nur Stücke aufführen, deren Themen in diese Lebensphase passten. Die Auswahl an solchen Stücken sei rar. Zu ihnen gehört aber die schwarze Komödie «Wer zuletzt stirbt...» von Lorenz Keiser – die die SBB heuer aufführt. Die Geschichte erzählt vom letzten Lebensabschnitt. Es geht um Leben und Tod, um Liebe, Krankheit und Organspende. «Auch wenn die Themen alles andere als lustig sind, Humor muss Platz haben», sagt Hirschi. Deshalb passe Keisers satirische und amüsante Art so gut. «Wir wollen das Publikum auch zum Lachen bringen.»

Mit 79 die erste grosse Rolle

Um das Stück für sein Ensemble spielbar zu machen, hat es Hirschi in Absprache mit dem Autor um die Hälfte gekürzt. Rund 70 Minuten dauert die Aufführung, die meist an Altersnachmittagen in verschiedenen Kirchgemeinden zum Besten gegeben wird. Zwölf Gastspiele gibt die Wanderbühne im Kanton Bern. Von Ort zu Ort fährt sie in einem kleinen Bus, in dem nicht nur Bühnenbild und Requisiten Platz haben, sondern auch die sieben Darstellenden.

Einer von ihnen ist Erwin Guggisberg. Seit zwölf Jahren spielt der 79-jährige Belper bei der SBB. Und heuer traute er sich das erste Mal eine Hauptrolle zu: Er verkörpert Max Wanner, der in einem Seniorencatering vor allem Leichenmahle zubereitet. Gleichzeitig wartet er auf eine neue Leber und entschei-

det sich, seine mögliche Organspende zu besuchen.

Guggisberg erzählt, er habe lange hin und her überlegt. «Je öfter ich aber das Stück gelesen habe, desto klarer wurde mir: Diese Rolle will ich.» Der gelernte Apparatuspenger, der viele Jahre in den USA lebte und vor seiner Pension als Autoverkäufer arbeitete, zählt Theater und

«Auch wenn die Themen alles andere als lustig sind, Humor muss Platz haben in den Stücken, die wir aufführen.»

Urs Hirschi
Regisseur

Musik zu seinen grössten Leidenschaften – und das seit jungen Jahren. Auch wenn das Seniorentheater zeitlich aufwendig ist, da jeweils ab August zweimal die Woche geprobt wird, freut sich Guggisberg jedes Jahr auf das Stück: «Zusammen etwas zu erschaffen und dies mit dem Publikum zu teilen, das macht Spass.» **Nicola Mohler**

«Wer zuletzt stirbt...», 12. und 22. März um 14 Uhr, sowie 23. März um 20 Uhr. Aaresaal Dorfzentrum Kreuz, Belp. Eintritt frei. Auskunft: 031 819 58 07

Ökumene im Berner Nordquartier

Bern Reformierte und Katholiken rücken enger zusammen. Doch Fusion ist kein Thema.

«Ökumene Bern-Nord» heisst das Projekt der reformierten Kirchgemeinden Johannes und Markus sowie der katholischen Pfarrei St. Marien. «Wenn drei Kirchen so nah beieinander stehen wie die unseren, liegt es auf der Hand, vermehrt zusammenzuarbeiten», sagt Basilius Stambach, Präsident der Kirchgemeinde Markus. Man wolle gemeinsame Aktivitäten vorantreiben und Doppelspurigkeiten vermeiden; auch plane man einen gemeinsamen Auftritt. Noch könne nicht von einer eigentlichen Fusion gesprochen werden, es gebe zu viele kirchenrechtliche Stolpersteine, ergäntz Stambach.

Judith Pörksen von der reformierten Gesamtkirchgemeinde Bern bezeichnet das Bestreben als «wegweisend». «Ökumenische Zusammenarbeit schafft Synergien und ist interessant in Bezug auf die laufenden Fusionsverhandlungen und die Nutzung von Liegenschaften.» Derzeit wird aber erst sondiert. Nach einem Impulstag wird mehr zu erfahren sein. **Katharina Kilchenmann**

Verbunden durch Metal, Bier und Jesus

Spezialpfarramt Die christlichen Metal-Fans sind in den Institutionen angekommen. «reformiert.» hat die Exoten in ihrem Zuhause besucht. Im freikirchlich geprägten Rüti und im landeskirchlichen Niederbipp.



Christliche Metal-Fans in Aktion: In der Schwarzen Braut treffen sie sich zum Beten und «Bangen». Fotos: Niklaus Spoerri

Ein Skelett hockt in einer Ecke auf dem Schrank. Von der Wand leuchten rote Augen aus einem Tierschädel. Aus den Lautsprechern dröhnt Metal. Willkommen am «Häädhänggerfest» in Rüti im Zürcher Oberland! In einer abgelegenen Taverne an der Werkstrasse 43 befindet sich die wohl ausgefallenste Kirche der Schweiz: die Schwarze Braut.

«Was uns vereint, ist der Glaube an Gott und die Musik», sagt Sven Bernleithner, der langbärtige, schwarz gekleidete Mann hinter der Theke. Er ist bereits seit elf Jahren im Verein, der 2004 von einer Jesus Freaks Gruppe gegründet wurde. Während Schwarz für Demut, Bescheidenheit und das Mystische stehe, sei Braut das Bildnis für die weltweite Gemeinde Jesu. Wer hier verkehrt, hört darum bei den Songs genau hin. «Texte, die sich gegen Gott und das Christentum richten oder gar den Teufel anbeten, lassen wir links liegen.»

Abendmahl im Kuhhorn
Geöffnet ist das Lokal jeden Freitagabend. In der Schwarzen Braut geht es aber um mehr als um geselliges Zusammensein unter Gleich-

«Die stärkste Botschaft der Welt braucht auch die stärkste Musik.»

Samuel Hug
Metal-Pfarrer in Niederbipp

gesinnten. Jeweils am ersten Freitag im Monat wird das Blutfest mit Abendmahl gefeiert. Gereicht wird dieses – mythisch inszeniert – in einem Kuhhorn.

Rüti zeigt: Die christliche Metal-Szene ist stark freikirchlich geprägt. Gleichzeitig gibt es in Niederbipp einen Gemeindepfarrer für die christliche Metal-Community: Samuel Hug. Ihm wurden für dieses spezielle «Spezialpfarramt» dreissig Stellenprozent von der Synode Bern bewilligt und Gelder für den Aufbau der Metalchurch. Mit Sven Bernleithner sitzt er im Vorstand des Netzwerkes Unblack (Kasten oben). Metal und der christliche Glaube liessen sich gut vereinen: «Die stärkste Botschaft auf der Welt braucht auch die stärkste Musik.»

An diesem Samstagmorgen gründet er mit Konfirmanden den

Support durch Synode

Die Synode der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn beschloss im Dezember 2017, die Metalchurch im Rahmen eines Pilotprojekts jährlich mit 45 000 Franken zu unterstützen. Sie ist wie die Schwarze Braut in Rüti dem Unblack-Netzwerk angeschlossen. Der Verein ermöglicht den christlichen Metal-Gruppen seit 2009 eine schweizweite Zusammenarbeit.

Sinn des Lebens. Während sie konzentriert arbeiten, spricht er über seine Liebe zum Metal. Nein, es sei kein pubertärer Aufruhr gegen die Eltern gewesen, der ihn zum harten Sound mit Hochfrequenz-Gitarren und dumpfen Bässen verführt habe. «Ich bin brav bürgerlich und im Glauben an Jesus Christus aufgewachsen.» Anfangs beklemmte ihn, dass viele Bands mit heidnischen Kult und satanischen Symbolen spielen. «Da fragte ich mich: Wie bringe ich das mit meinem Glauben zusammen?» Heute sind diese Zweifel abgeschüttelt. «Es gibt viele Metal-Bands, die die gesellschaftlichen Entwicklungen mit grosser Wachheit wahrnehmen und das Nachdenken über das Leben fördern.»

Verkündigung in der Beiz

Pfarrer Hug ist sich bewusst: Das Leben der Headbanger, wie die Metaler wegen ihres Tanzstils mit ekstatischen Kopfbewegungen genannt werden, unterscheidet sich von Normalbiographien. «Wenn ein Metaler in seiner Kluft einen Gottesdienst besucht, drehen sich die Köpfe schon zu diesem Exoten um.» Vielleicht nicht unbedingt in Niederbipp: Hier haben sich die Reformierten schon an die Metal-Szene gewohnt. Vier Mal im Jahr hält Samuel Hug einen Metal-Church-Gottesdienst in der «Blues-Beiz», an den Fans aus der ganzen Schweiz, natürlich auch aus Rüti, pilgern.

«Die Akzeptanz in der Gemeinde ist erfreulich gross», freut sich Hug. Dass die kirchlichen Netze nicht nur unterm Kirchendach geknüpft werden, bestätigt das nun auch in der Schweiz populäre, britische Kirchenkonzept «Fresh-expression». Und Sven Bernleithner betont: «Bei uns sind grundsätzlich alle willkommen.» Lange Haare seien indes von Vorteil, schiebt er nach. Denn: «Damit lässt sich besser Bangen.»

Sandra Hohendahl, Delf Bucher

Videoportrait der Metal Church Band:
reformiert.info/metalchurch

Drei Religionen, zwei Staaten, eine Stadt

Nahost Trumps Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels führte zu einem Aufschrei. Ein Bischof und ein Rabbi über mögliche Folgen.

Für Juden, Christen und Muslime ist Jerusalem von zentraler Bedeutung. Der Westen der Stadt ist jüdisch geprägt. Der Osten hingegen vorwiegend palästinensisch. Von den rund 324 000 Palästinensern ist die Mehrheit muslimisch. Noch zwei Prozent sind Christen. Gemäss einer im Dezember veröffentlichten Befragung, die die Konrad-Adenauer-Stiftung zusammen mit der Universität Dar al-Kalima in Bethlehem durchführte, überlegen 28 Prozent der Christen aus den palästinensi-

schen Gebieten wegzuziehen. Der Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land Munib Younan fordert seine Glaubensgenossen dazu auf, im Land zu bleiben. «Was wird aus Jerusalem ohne Christen?», fragt der Palästinenser.

Er befürchtet, dass die Emigration nicht stoppen wird. Denn Donald Trumps Anerkennung von Jerusalem als Hauptstadt Israels werde den Konflikt verschärfen und die Aussicht auf Frieden in naher Zu-

kunft trüben. Für den langjährigen Präsident des Lutherischen Weltbundes ist klar: Der Konflikt um Jerusalem ist nicht religiös. Es ist ein politischer Streit über Souveränität. «Wer den Status Quo von Jerusalem verändert, schürt absichtlich einen religiösen Kampf», sagt Younan gegenüber «reformiert.» – und genau dies tue Trump. Und wenn ein religiöser Streit losgehe, dann würden auf allen Seiten die Extremisten gewinnen. Younan kritisiert den Entscheid als einseitig und nur für eine Nation, eine Religion gemacht. «Jerusalem sollte zwischen den beiden Staaten und den drei Religionen geteilt und nicht aufgeteilt werden», sagt der Bischof.

Jetzt gilt es abzuwarten

Für Marcel Marcus ist Jerusalem seit 1948 die Hauptstadt Israels. «Das ist Realität», sagt der ehemalige Rabbiner der jüdischen Gemein-

de in Bern, der in Jerusalem lebt. Schliesslich spielt sich das politische Leben Israels in Jerusalem ab, wo sich das israelische Parlament und andere Institutionen befinden.

Der Status von Jerusalem bleibt eines der heikelsten Themen im Nahost-Konflikt. Die Palästinenser

«Wer den Status Quo von Jerusalem verändert, schürt absichtlich einen religiösen Konflikt.»

Munib Younan
Evangelisch-Lutherischer Bischof

sehen Ostjerusalem als Hauptstadt eines künftigen Palästinenserstaates. Das lehnt Israel ab. Es besetzte den Osten der Stadt und annektierte ihn später – was international nicht anerkannt wurde. Israel betrachtet Jerusalem als unteilbare und ewige Hauptstadt. Viele Regierungen wollen über den Status der Stadt erst im Zuge der Friedensverhandlungen entscheiden.

Für Marcus ist der Aufschrei rund um Trumps Anerkennung Ausdruck des Frusts über die Lage im Nahen Osten – vor allem in Syrien und Jemen, aber auch die festgefahrenen Friedensverhandlungen. «Auf beiden Seiten braucht es neue Köpfe», sagt Marcus. Die einzige Lösung sei «zwei Staaten für zwei Völker». Der Weg dahin sei aber noch lang, und der Umzug der US-Botschaft nach Jerusalem dauere noch ein paar Jahre. «Und bis dahin wird noch viel geschehen.» Nicola Mohler

Männlich, jung und arbeitswillig

Integration Über 80 Prozent der Asylbewerber und Flüchtlinge beziehen Sozialhilfe. Die fehlende Integration könnte zur finanziellen Zeitbombe werden. Experten fordern neue Ansätze beim Einstieg in die Arbeitswelt.



Mitarbeiten, Neues lernen, dazugehören, anstatt nur warten.

Foto: Keystone

Taye ist erst seit ein paar Tagen im Durchgangszentrum Bözingen bei Biel. Doch der junge Eritreer ist schon Teil einer Putzquiepe und hilft jeden Morgen, den Flur und den Vorplatz sauber zu halten. In einigen Wochen wird er in der Werkstatt mitarbeiten und damit die hiesige Arbeitskultur kennenlernen. Die Massnahme gehöre zum Integrationsprogramm, sagt David Zaugg. Als Leiter des Zentrums ist für ihn klar: Egal, ob jemand bleibt oder wieder ausreist, mitzuarbeiten und seinen Teil zum Ganzen beizutragen, gibt Sinn. «So lernen die Flüchtlinge auch unsere Mentalität und unsere Kultur kennen. Und die Zeit, die sie hier verbringen, ist nicht nur sinnloses Warten. Was sie hier lernen, können sie überall brauchen.»

Arbeitslos und ziellos

Das Konzept leuchtet ein, und es wird in Zukunft wohl noch mehr in diese Richtung gehen. Denn die Zahlen, die das Bundesamt für Statistik kürzlich publizierte, geben erstmals Aufschluss über die Sozialhilfeleistungen im Asylbereich. Sie zeigen, dass über achtzig Prozent der anerkannten Flüchtlinge oder vorläufig Aufgenommenen Sozialhilfe beziehen. Rund 55 000 Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern haben in der Schweiz also keine Erwerbsarbeit. Die Mehrheit davon sind unverheiratete Männer zwischen 18 und 35 Jahren, die in Kollektivunterkünften leben. Wie sie dort ihre Zeit verbringen, bleibt den meisten verborgen. Und wenn sie an Werktagen

am Bahnhof rumstehen, lösen sie bei gestressten Pendlern Ärger aus.

Diese Reaktion versteht Carsten Schmidt, Leiter der Fachstelle Migration der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn. Doch müsse man immer auch die Frage stellen, ob die jungen Männer freiwillig ohne Arbeit seien. «Nur die wenigsten

«Es dauert drei bis fünf Jahre, bis jemand fit ist für den hiesigen Arbeitsmarkt. Integration kostet, lohnt sich aber.»

Felix Wolffers
Co-Präsident der Skos

finden ihr Leben hier toll, wenn sie keine Aufgabe und keine berufliche Perspektive haben», meint er. «Die meisten anerkannten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen würden sich noch so gerne integrieren, wenn man sie denn lassen würde.»

Doch die Integration in unsere Gesellschaft und in unseren Arbeitsmarkt ist nach wie vor mit vielen Hindernissen belegt. Dass diese abgebaut werden müssen, betont auch die Konferenz für Sozialhilfe

Skos. Sie fordert, dass die Vorbereitungsphase zur Ausbildung intensiviert werde. «Menschen aus Eritrea zum Beispiel haben oft nur sehr wenig Vorbildung; sie können bei uns nicht einfach eine Berufslehre starten», sagt Felix Wolffers, Co-Präsident der Skos. Das Vorgehen bei der Integration müsse neu konzipiert werden, das mache die neuste Sozialhilfestatistik deutlich.

Neue Migrationspopulation

«Es dauert», fährt Wolffers fort, «in der Regel mehrere Jahre, bis jemand die nötigen Kompetenzen für den Einstieg in eine Lehre oder in den hiesigen Arbeitsmarkt erworben hat.» Natürlich koste das, aber es sei wesentlich billiger, als den Leuten ein ganzes Leben lang Sozialhilfe auszurichten. Und er warnt: «Die hohe Nichterwerbsquote wird zu grossen finanziellen und sozialen Problemen führen.» Auch der Ökonom Rudolf Strahm warnt vor einer finanziellen Zeitbombe und fordert einen Strategiewechsel: «Das hehre Prinzip «Bildung vor Arbeit» muss überdacht werden.» Jede Asylperson sollte von Anfang an in den Arbeitsprozess eingebunden sein. Privatbetriebe müssten finanzielle Anreize bekommen, niederschwellige Arbeitsplätze zu schaffen. Und von Asylsuchenden müsse mehr gefordert werden.

Taye und seine Mitbewohner im Durchgangszentrum Bözingen werden gefordert. Und die meisten lassen sich auch fordern, denn sie wollen kein Mitleid, sondern eine Chance. Katharina Kilchenmann

INSERATE



Kurse und Weiterbildung

Palliative Care – Wissensrepertoire erweitern
Berichte aus der medizinischen und sozialarbeiterischen Praxis
21.03.2018, 09.30–12.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 27.02.2018

Verstehen und verstanden werden – die Kunst der Kommunikation
Besuchsdienstmodul B
23.03.2018, 09.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 02.03.2018

BEA-Fachseminar 2018
Freiwilligenarbeit in einer sich verändernden Gesellschaft
09.05.2018, 10.00–13.00 Uhr
BEA EXPO
Anmeldeschluss: 22.04.2018

Kirchgemeinderatspräsident/in werden
Kurs zur Vorbereitung aufs Kirchgemeinderatspräsidium oder für neuere Präsidentinnen und Präsidenten, um für ihre Aufgaben mehr Sicherheit zu gewinnen.
09.05. + 30.05. + 06.06.2018, 18.00–21.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 20.04.2018

Altersarbeit: Schatztruhe Leben – 4 thematische Erzählcafés
Erzählcafé I: Körperlichkeit, Berührung, Wertschätzung und Zuwendung
22.02.2018
Erzählcafé II: Gottesbilder, religiöse Prägungen und Spiritualität im Alter
05.06.2018
Erzählcafé III: Familie und Angehörige als Ressource und Belastung
28.08.2018
Erzählcafé IV: Gespräche führen in schwierigen Situationen
29.11.2018, jeweils 14.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: Jeweils 10 Tage im Voraus

Kirche Nachtaktiv – Kirche erleben in der Dunkelheit
Vertiefungskurs für Kirchenführer/innen
10.03.2018, 14.00–23.00 Uhr
Kirchgemeindehaus Paulus, Bern
Anmeldeschluss: 23.02.2018

Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24




Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Ich hatte wenig zu ernten.
Grossvater Gete

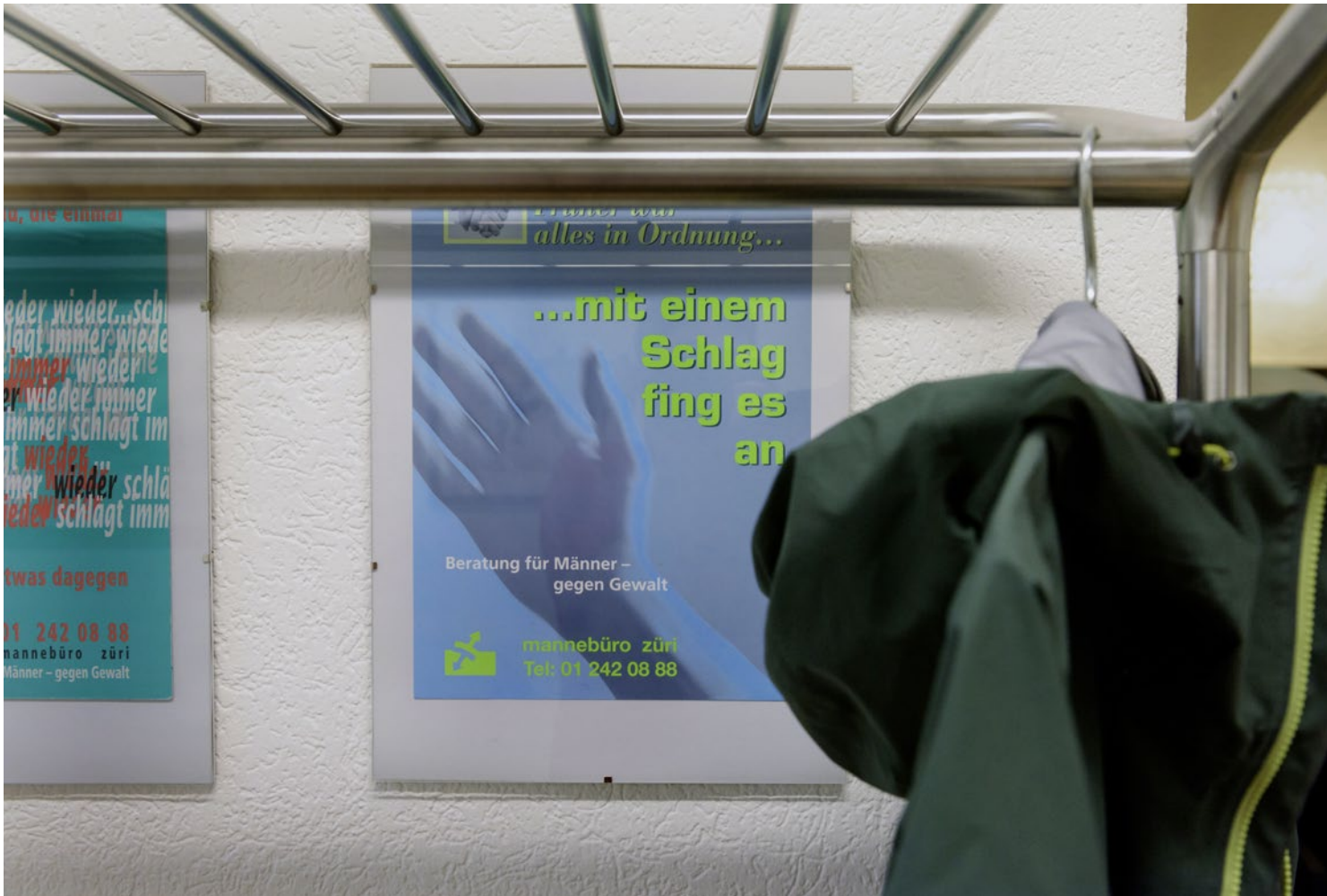
Ich ernte die Früchte meiner Ausbildung.
Sohn Tewachew, 24, Äthiopien

Anbaumethoden verbessern,
Ernten verkaufen, Beruf erlernen.
So verändern Menschen mit
der Unterstützung von Helvetas
ihr Leben. Helfen Sie mit:
helvetas.ch



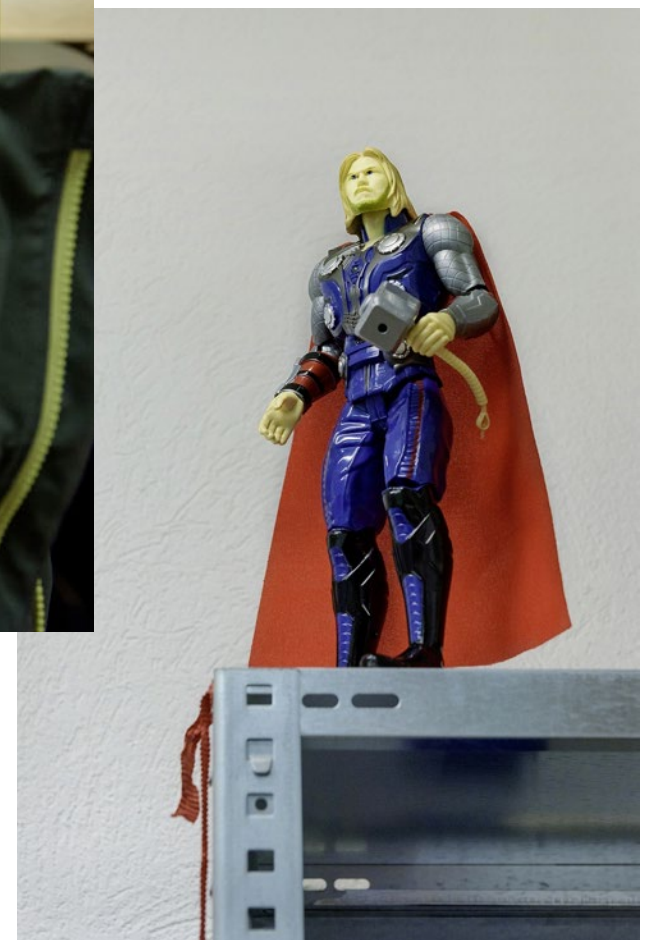
HELVETAS
Partner für echte Veränderung

DOSSIER: Männer und häusliche Gewalt



Die Beratungsstelle Mannebüro in Zürich will helfen, die Spirale der Gewalt in Beziehungen zu durchbrechen.

Fotos: Markus Forte



Das Schweigen der Männer: Gewalt ist tabuisiert.

Und dann schlug er ihr die Faust ins Gesicht

Beziehung Erst stritten sie heftig, dann zogen sie sich an den Armen, irgendwann schlugen beide zu. Da rief er die Polizei und bat um Hilfe. Der 32-jährige Michael erzählt, wie die Gewalt in seiner Beziehung eskalierte.

Michael (Name geändert) ist erschöpft. Auf die Frage, wie es ihm geht, lehnt er sich im Sessel zurück und drückt mit den Fingern auf seine Augenlider. «Ich bringe das alles nicht mehr zusammen. Eigentlich bin ich ein ruhiger Mensch, so kenne ich mich überhaupt nicht wieder.» Letzten Oktober rief der 32-Jährige morgens die Polizei an, neben ihm sass seine Freundin Isabelle (Name geändert). Er bat den Mann am anderen Ende der Leitung um Hilfe. Das Paar war in der Nacht aufeinander losgegangen, zum wiederholten Mal. Ihr kleiner Sohn hatte alles mitbekommen, auch das nicht zum ersten Mal.

Michael, schlank, gut angezogen, sitzt in einem Oerliker Café. «So schlimm wie in dieser Nacht war es noch nie. Ich schlug Isabelle auf die Stirn, sie hatte ein grosses Hämatom. Ich erschrak total über meine Heftigkeit.» An den Auslöser des Streits erinnert er sich nicht. «Wir streiten uns ständig.»

Die Polizei kam und fotografierte die Verletzungen: das Hämatom bei Isabelle, Kratz- und Bissspuren bei Michael. Die Beamten fragten, ob jemand Anzeige erstatten wolle, doch das Paar lehnte ab. Die beiden wollten nur Hilfe, um endlich aus der Abwärtsspirale zu finden. Die Polizisten warnten sie, dass es

bei erneuter Gewalt zu juristischen oder polizeilichen Massnahmen kommen würde, und gab ihnen eine Liste mit Beratungsstellen.

Statistiken trüben den Blick

Häusliche Gewalt betrifft viele Menschen auf der ganzen Welt. In den eigenen vier Wänden werden Frauen am häufigsten Opfer von Gewalt. 2016 gab es in der Schweiz 17 685 Straftaten in diesem Bereich, 12 921 betrafen Personen in aktuellen und vergangenen Partnerschaften, in den restlichen Fällen waren Kinder die Opfer. Und das sind nur die Fälle, in denen es zu einer Verurteilung kam, die meisten Anzeigen werden zurückgezogen. 2016 starben in der Schweiz achtzehn Frauen und ein Mann beim Streit daheim.

Letzten Dezember ratifizierte die Schweiz die Istanbul-Konvention. Sie soll häusliche Gewalt und Gewalt gegen Frauen bekämpfen und verpflichtet zu Massnahmen in Prävention, Hilfe, Rechtsschutz und zivil- und strafrechtliche Verfahren (Kasten Seite 6). Die Schweiz macht bereits einiges, Geschichten wie jene von Michael und Isabelle ereignen sich trotzdem. Denn Beziehungen sind nicht vor Stress gefeit, und wo die Belastungen gross werden, kann es zu Gewalt kommen. In allen sozialen Schichten. Liest man

die Statistiken, entsteht der Eindruck, dass Gewalt in Partnerschaften vor allem Männersache ist. 2016 kamen auf 6055 beschuldigte Männer 1670 beschuldigte Frauen.

Doch die Einteilung in Täter und Opfer trübt den Blick auf die Dynamiken, die zur Eskalation führen. Oft geht dem Schlagen ein Prozess ähnlich jenem von Michael und Isabelle voraus. «Wir stritten erst nur verbal», erzählt Michael. «Irgendwann zogen wir uns an den Armen, wenn der andere nicht zuhören wollte, oder schubsten uns. Es wurde immer brutaler.»

Im Sommer schlugen sie sich erstmals ins Gesicht, im Oktober erreichte die Gewalt ihren Höhepunkt. Michael sagt: «Da ich kräftiger bin, sind meine Tätlichkeiten heftiger.» Sei die Grenze überschritten, gehe es immer schneller. «Passiert es wieder, werde ich von der Polizei weggeschickt, nicht sie.» Er gelte dann als Täter. «Ich verstehe nicht, dass ich an diesem Punkt gelandet bin.» In früheren Beziehungen habe er nie Gewalt erlebt.

Oft sind beide gewalttätig

«In der Regel wird der Mann vom gemeinsamen Zuhause weggeschickt», bestätigt Martin Bachmann, Berater im Mannebüro Züri, der schweizweit grössten Gewaltbera-



Der Schatten der eigenen Schuld.

«Ich bringe das alles nicht mehr zusammen. Eigentlich bin ich ein ruhiger Mensch. Ich kenne mich nicht wieder.»

Michael
Betroffener von häuslicher Gewalt

tungsstelle für Männer. 2017 seien im Kanton Zürich bei Fällen von häuslicher Gewalt 93 Prozent der Verfügungen – Wegweisungen und Kontaktverbote – gegen Männer ausgesprochen worden. Bekommt ein Mann eine Verfügung, gibt ihm die Polizei das Mannebüro an. Dreissig Prozent machten 2017 davon Ge-

brauch. Ein Rekord. 141 Männer meldeten sich selbst.

«Grundsätzlich arbeiten wir an der Verantwortlichkeit der Männer für ihr Tun, doch wir wissen, dass nicht selten beide Gewalt erfahren.» Früher habe die Polizei männliche Opfer nach der Vernehmung wieder einfach heimgeschickt. Das gesche-

«Wir arbeiten an der Verantwortlichkeit der Männer für ihr Tun. Aber wir wissen, dass oft beide Partner Gewalt erleben.»

Martin Bachmann, Berater, Mannebüro Züri



Martin Bachmann analysiert mit den Männern die Muster, die zu Eskalationen in der Beziehung führen.

Fotos: Markus Forte



Ein Drittel der weggewiesenen Männer lassen sich beraten.

he heute zwar seltener, gleichwohl blieben die Hürden für Männer mit Opfererfahrungen hoch. Primär wegen der eigenen Scham und weil sie nicht ernst genommen werden.

Die Angst um den Sohn
Michael hat sich selbst beim Mannebüro gemeldet. Vier Mal war er seither in der Beratung. Dort analysiert er seine Beziehungssituation. Das Paar ist seit drei Jahren zusam-

men. Die ersten anderthalb Jahre führten die beiden Hochschulabgänger jobbedingt eine Distanzbeziehung im benachbarten Ausland, dann bekam Michael eine gutes Stellenangebot in der Schweiz. Isabelle reiste nach, erschöpft von den ersten Monaten mit dem Baby, in denen sie zumeist ohne Michael zu recht kommen musste. Den passenden Job hat sie bisher nicht gefunden, in der Schweiz fühlt sie sich verloren, sie will zurück in die Stadt ihrer Familie.

Von einem Kompromiss ist das Paar weit entfernt, aufgeben wollen sie aber nicht, vor allem wegen dem Kind. Sie sind in einer Paartherapie. «Eine Trennung bedeutet, dass sie mit dem Kind wegzieht. Ich würde damit das Grösste, was ich habe, verlieren», sagt Michael. Zugleich

leide der Junge sehr unter dem Konflikt. «Ich habe deswegen ein enorm schlechtes Gewissen.» Beide realisierten im Streit ab einem gewissen Moment nicht mehr, dass er da sei.

Im Mannebüro entwickelte Michael Strategien, mit der Wut umzugehen. Seit der Oktobernacht haben er sich im Griff. Bei Konflikten sei er seither hinausgegangen, bevor die Situation eskalierte. Dem Frieden traut er nicht. «Es kostet mich viel Kraft mich zurückzuhalten. Meine Haut ist dünn geworden, bei langem Streit wird mein Kopf leer, und ich weiss nicht mehr, was ich tue.» Das Gleiche beobachtet er bei seiner Freundin. «Realistisch betrachtet kann unsere Beziehung nur mit einem kompletten Neustart funktionieren.» Aber das sei kaum möglich. Anouk Holthuizen

Konvention zum Schutz von Frauen vor Gewalt

Die Istanbul-Konvention ist auf europäischer Ebene das erste juristisch bindende Instrument, das Frauen und Mädchen vor jeglicher Form von Gewalt inklusive häuslicher Gewalt schützt. Das Übereinkommen des Europarats ist 2014 in Kraft getreten und wurde von 28 Ländern ratifiziert. Die Vertragsstaaten verpflichten sich, psychische, physische und sexuelle Gewalt, Stalking, Zwangsheirat, die Verstümmelung weiblicher Genitalien sowie Zwangsabtreibung und Zwangssterilisierung als strafbar zu erklären. Die Opfer sind zu schützen und unterstützen, indem genügend Schutzunterkünfte und eine nationale Telefonberatung bereitgestellt werden. Zudem sieht die Konvention Kontakt- und Näherungsverbote für

Täter und ausreichend lange Verjährungsfristen der Straftaten vor. Im Bereich von Migration und Asyl werden unter anderem eigenständige Aufenthaltstitel für Gewaltopfer gefordert. Die Schweiz hat die Istanbul-Konvention im Dezember 2017 ratifiziert. Im April 2018 treten die Anforderungen hierzulande in Kraft. Derzeit wird noch abgeklärt, ob das Angebot an Telefonberatungen ausgebaut werden muss.

Bundesrat will Gesetz verschärfen
Seit 2004 gilt häusliche Gewalt in der Schweiz als Officialdelikt. Im Oktober 2017 verabschiedete der Bundesrat die Botschaft zum Bundesgesetz über die Verbesserung des Schutzes gewaltbetroffener Personen. Mit Änderungen im Zivil- und Strafrecht sollen Opfer von häuslicher Gewalt und Stalking besser geschützt werden. So schlägt der Bundesrat etwa vor,

eine gesetzliche Grundlage für die gerichtliche Anordnung einer elektronischen Überwachung zu schaffen. Weiter soll das Opfer, das Klage erhebt, von den Gerichtskosten befreit werden. Zudem will der Bundesrat Artikel 55a im Strafrecht bei einfacher Körperverletzung, wiederholten Tötlichkeiten, Drohung oder Nötigung in Paarbeziehungen neu regeln: Ein Verfahren soll nur noch eingestellt werden können, wenn dies zu einer Verbesserung der Situation des Opfers beiträgt. Bei Verdacht auf wiederholte Gewalt soll eine Sistierung nicht mehr möglich sein. Auf Kantonebene sind die Mittel, die der Polizei zur Verfügung stehen, unterschiedlich. In Zürich oder St. Gallen ist der Spielraum für Wegweisungen besonders gross. Mutmassliche Täter können von der Polizei vierzehn Tage von der Wohnung des Opfers weggewiesen werden. nm

«Früher war ich als Polizist oft hilflos»

Verbrechen Heinz Mora baute die Fachstelle für häusliche Gewalt der Kantonspolizei Zürich auf. Er sagt, warum die Polizeiarbeit besonders aufwändig ist, wenn es in Beziehungen zu Gewalt kommt. Meistens seien die Täter Männer.

In diesem Dossier beschreibt ein Mann, dass er und seine Frau sich gegenseitig schlagen. Ein typisches Beispiel für häusliche Gewalt?
Heinz Mora: Es ist ein Beispiel, aber kein typisches. Meist ist häusliche Gewalt einseitig, es gibt ein Opfer und einen Täter. Wenn, wie vorliegend, beide Parteien Gewalt ausüben, hat die Frau offenbar den Mut, gegen den Mann körperlich auszuweichen. Die meisten Frauen dagegen können sich nicht wehren, wenn ihr Mann gewalttätig ist, weil sie körperlich unterlegen sind.

Typisch wäre also, wenn der Mann seine Frau schlägt?
In zirka achtzig Prozent der Fälle von häuslicher Gewalt sind die Männer Täter, in zwanzig Prozent der Fälle Frauen. Das sind die Fälle, die zur Anzeige kommen. Daneben gibt es eine Dunkelziffer.

Warum werden Männer schneller gewalttätig?
Männer werden nicht nur schneller gewalttätig, sie üben auch schwere körperliche Gewalt aus. Ich glaube, dass dies mit einem übernommenen Rollenbild des Mannes zu tun hat: der Mann als Oberhaupt der Familie, der über alle bestimmt. In der Generation meiner Urgross-

eltern war dieses Bild noch selbstverständlich. Die meisten jungen Männer und Frauen sehen das heute anders. Trotzdem hat die Gesellschaft das Bild vom Mann als Chef der Familie noch zu wenig aus den Köpfen rausgebracht.

Woran sehen Sie das?
Offensichtlich sind noch viele Männer der Ansicht, dass sie im Extremfall ihre Frau schlagen dürfen. Allerdings: Es braucht sehr viel, bis ein Mann, der von seiner Frau geschlagen wurde, bei der Polizei Anzeige erstattet. Viele Männer, die Opfer wurden, schämen sich enorm, weil sie zugeben müssen, nicht die Starken zu sein. Darum habe ich in der Ausbildung die jungen Polizisten immer sensibilisiert: Kommt ein Mann zur Polizei und gibt an, geschlagen worden zu sein, ist sicher etwas dran. Man muss ihn ernst nehmen und unterstützen.

Was gehört zur häuslichen Gewalt alles dazu?
Von der verbalen Auseinandersetzung und der Ohrfeige bis zum Tötungsdelikt alles. Häusliche Gewalt findet in einer bestehenden oder aufgelösten Partnerschaft oder in familiärer Beziehung statt. Eine Person wird in ihrer körperlichen,

sexuellen oder psychischen Integrität verletzt; durch das Androhen oder Ausüben von Gewalt oder durch mehrmaliges Belästigen und Nachstellen, Stalking genannt.

Wie waren Sie als Polizist mit häuslicher Gewalt konfrontiert?
Als junger Polizist im Uniformdienst in den Achtzigerjahren sah ich viele Fälle häuslicher Gewalt. Wir trafen Frauen mit einem blauen Auge und einer blutenden Nase. Sie waren offensichtlich von ihren Männern geschlagen worden. Da wir nicht die heutigen gesetzlichen Mittel hatten, waren wir hilflos und konnten nicht gegen den Täter vorgehen. Das war ein Frust.

Inwiefern?
Wir sahen, dass jemand Gewalt erfährt, aber wir konnten dem Täter nicht für vierzehn Tage verbieten, das Haus zu betreten, wie es dank dem Gewaltschutzgesetz im Kanton Zürich seit 2007 möglich ist. Auch war häusliche Gewalt noch kein Officialdelikt, wir konnten nicht strafrechtlich gegen den Täter vorgehen, wenn die Frau keine Anzeige erstatten wollte. Der Frau konnten wir in dieser Situation nur empfehlen, vorübergehend etwa zur Schwester oder ins Frauenhaus zu gehen.

Gibt es einen Fall, der Sie besonders bewegte?
Beim Fachdienst Leib und Leben habe ich schwere Delikte häuslicher Gewalt bearbeitet: schwere Verletzungen, Todesdrohungen, Tötungsversuche und Tötungsdelikte. Alle Fälle waren tragisch. Besonders schlimm fand ich jenen einer jungen Frau, die entgegen aller Warnungen ihres Umfeldes einen Mann geheiratet hatte, der sie schon bald schlug. Mehrere Male ist die Polizei wegen Streitigkeiten zu ihr ausgerückt, sie ging aber immer wieder in die Beziehung zurück. Am Ende wurde sie von ihrem Mann umgebracht. Zum Verhalten eines Opfers von häuslicher Gewalt habe ich damals viel dazugelernt.

Was haben Sie gelernt?

Die Polizei kann den Opfern häuslicher Gewalt Hilfe anbieten, aber zuletzt entscheidet jede Person für sich selber. Das ist für uns nicht immer nachvollziehbar, aber wir müssen es akzeptieren. Wenn eine Frau in die Beziehung zurück will, kann ich als Polizist nicht sagen: Sie ist selber schuld, sie braucht uns nicht mehr anzurufen. Manch eine Person braucht mehrere Anläufe. Die Geschädigte macht eine Anzeige, zieht diese zurück und ruft bei der nächsten Auseinandersetzung wieder die Polizei. Es kann Wochen und Monate dauern, bis sie sich zur Strafanzeige entscheidet.

Aus welchen Gründen verzichten Frauen auf eine Anzeige?

Oft um die Kinder vor einer Scheidung zu bewahren. Manche Frauen wollen durchhalten, bis die Kinder volljährig sind. Oder sie wollen

«Die Gesellschaft hat das Bild vom Mann als Chef der Familie noch zu wenig aus den Köpfen rausgebracht.»

Heinz Mora, Pensionierter Polizist

nicht die Böse sein, die den Kindern den Vater wegnimmt. Ausserdem wissen sie, dass für häusliche Gewalt oft Geldstrafen verhängt werden. Dieses Geld fehlt dann einfach in der Familienkasse, weil Eltern auch nach einer Scheidung zusammen funktionieren müssen.

Was ist das Spezielle an der Polizeiarbeit zur häuslichen Gewalt?

Häusliche Gewalt findet im engsten sozialen Nahraum statt. Zwei Personen leben seit Jahren in einer Partnerschaft, die sie unter allen Umständen weiterführen wollen. Als Polizist muss ich beide Seiten anhören und mir ein eigenes Bild machen. Das ist sehr aufwändig und nicht immer angenehm, weil man viele gegenseitige Anschuldigungen hört. Zudem muss ich nach vorne schauen und die allenfalls bestehende Gefährdung einschätzen: War das eine einmalige Auseinandersetzung oder wird es wieder zu Gewalt kommen? Es ist beruhigend, wenn ich Opfer und Täter helfen und mit Beratungsstellen vernetzen kann. Aber ich habe auch anderes Verhalten erlebt.

Welches?

Wenn eine Person Gewalt erfahren hat, hat sie von Gesetzes wegen das Recht, die Aussage zu verweigern. Es kommt immer wieder vor, dass Opfer von diesem Recht Gebrauch machen. Aber ohne Belastungen ist es für die Polizei und die Staatsanwaltschaft extrem schwierig beziehungsweise unmöglich, strafrechtlich gegen den Täter vorzugehen und Lernprogramme anzuordnen.

Wozu braucht die Kantonspolizei Zürich eine eigene Fachstelle zur häuslichen Gewalt?

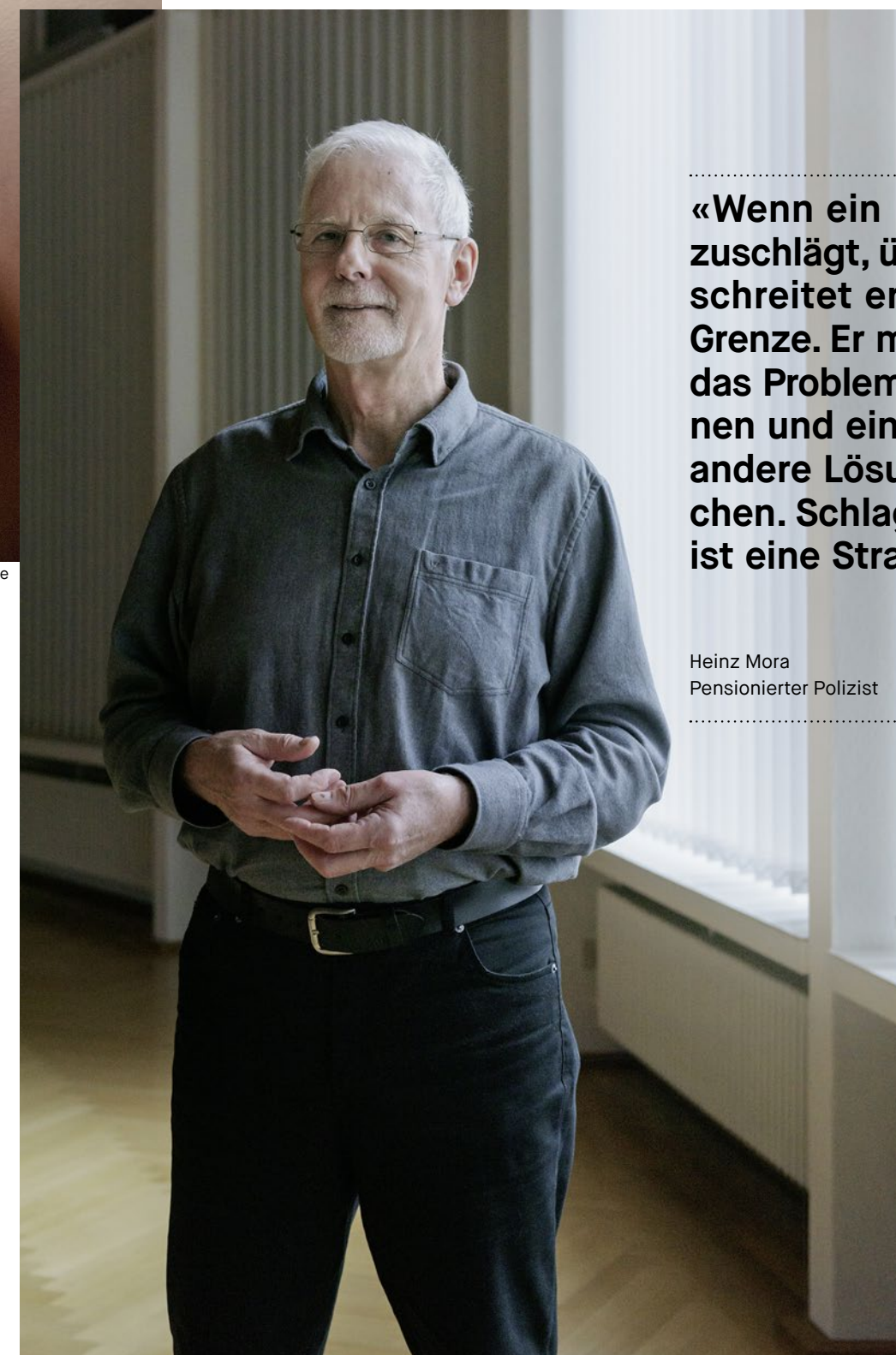
In der Fachstelle, die im Zürcher Gewaltschutzgesetz vorgegeben ist, arbeiten Polizistinnen und Polizisten, die sich regelmässig mit der Thematik der häuslichen Gewalt befassen, sich weiterbilden und so Fachexperten sind. Sie erstellen auch Statistiken. Wir haben zum Beispiel festgestellt, dass zehn Prozent der männlichen Täter nach der Anordnung von Fernhalte massnahmen gemäss dem Gewaltschutzgesetz erneut Gewalt gegen die Partnerin anwenden. Dies hatte die sogenannte «Gefährderansprache» zur Folge: Im Kanton Zürich geht die Polizei seither aktiv auf potentielle Täter zu und konfrontiert diese mit ihrem Verhalten.

Ist es fair, dass die Polizei nur gegen die Täter vorgeht, die meist Männer sind? In Beziehungskonflikten sind doch zwei beteiligt.

Ich habe von einigen männlichen Tätern gehört: «Meine Frau hat mich über Jahre genervt, bis ich ihr eins geknallt habe.» Natürlich kann es sein, dass eine Frau ihren Mann mit ihrem Verhalten nervt. Aber wenn der Mann dann zuschlägt, überschreitet er eine Grenze. Er muss

«Wenn ein Mann zuschlägt, überschreitet er eine Grenze. Er muss das Problem erkennen und eine andere Lösung suchen. Schlagen ist eine Straftat.»

Heinz Mora, Pensionierter Polizist



Polizist Heinz Mora war zehn Jahre Spezialist im Kampf gegen häusliche Gewalt.

Heinz Mora, 63

Er leitete seit 2007 die «Fachstelle Häusliche Gewalt» der Kantonspolizei Zürich. Das Polizeihandwerk lernte er bei der Zürcher Stadtpolizei, wo er unter anderem im Uniformdienst, als Revierdetektiv der Kriminalpolizei und beim Fachdienst Leib und Leben arbeitete. Danach wechselte er zur Kantonspolizei Zürich. Seit Ende 2017 ist Heinz Mora früh pensioniert. Privat bietet er weiterhin Beratungen an.

das Problem erkennen und eine andere Lösung suchen. Zuschlagen löst niemals ein Problem. Es ist eine Straftat.

In welchen Milieus kommt häusliche Gewalt am häufigsten vor?

In über fünfzig Prozent der Fälle sind die Täter ausländischer Herkunft. In manchen Familien aus entsprechenden Kulturkreisen gilt es als legitim, dass der Mann die Frau dominiert. Es gilt aber zu bedenken, dass wir auch ganz viele Schweizer Täter haben. Diese kommen aus allen sozialen Schichten, so hat es unter den Tätern auch Ärzte, Professoren und Piloten. Interview: Sabine Schüpbach

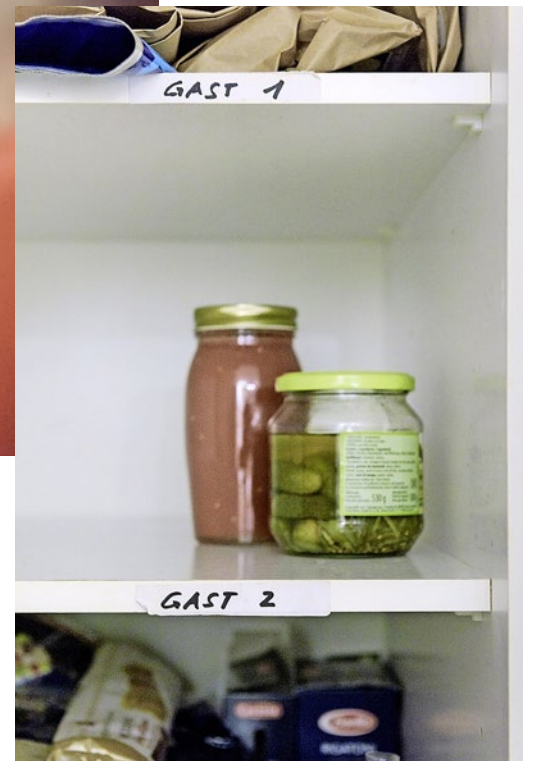
«Hier hatten alle schlimme Beziehungsgeschichten und wussten genau, wie es mir ging. Ich fand die Kraft, mich nach dreissig Jahren Ehe zu trennen.»

Marcel
Ehemaliger Zwüschehalt-Bewohner



Endlich nicht mehr allein damit: Am Stammtisch erzählen die Männer von ihren Beziehungsproblemen.

Fotos: Markus Forte



Und plötzlich wieder in einer Männer-WG.

Damit Männer nicht im Auto übernachten

Männerhäuser In den letzten Jahren entstanden in der Schweiz drei Schutzhäuser für Männer. Das erste eröffnete 2009 im Aargau, auch dank den Landeskirchen. Am Stammtisch sprechen die Männer über ihre Situation.

Marcel hätte nie gedacht, dass er noch einmal in eine Wohngemeinschaft mit lauter Männern einziehen würde. Doch dem 60-Jährigen blieb keine Wahl. In seine Wohnung konnte er nicht zurück. Seine Frau, die unter starken psychischen Problemen leidet, hatte ihm in einem Streit ein Messer in den Rücken gestossen. Das Care Team, das ihn danach betreute, riet ihm, für eine Weile ins Männerhaus Zwüschehalt zu ziehen.

Gefühl des Aufgehobenseins

Zweieinhalb Jahre später sitzt Marcel am Esstisch im Männerhaus mitten in einem Aargauer Dorf. Es ist Donnerstagabend, und wie immer findet dann der Stammtisch statt, an dem ehemalige und aktuelle Bewohner zusammen essen und ihre Beziehungssituation besprechen. Marcel lebt inzwischen mit einer anderen Frau zusammen, mit ihr ist er glücklich. Der Stammtisch steht trotzdem fix in seiner Agenda. Sechs Monate wohnte er 2015 hier, mit vier Männern. Er sagt: «Erst fühlte ich mich verloren, doch bald wuchs das Gefühl des Aufgehobenseins. Meine Mitbewohner hatten alle schlimme Beziehungsgeschichten und wussten genau, wie es mir ging. Hier fand ich endlich die Kraft, mich nach dreissig Jahren Ehe zu trennen.»

Der «Zwüschehalt» im Aargau ist das erste Haus in der Schweiz für Männer in Not. Es wurde 2009 geschaffen, auch dank der Unterstützung der Aargauer Landeskirchen (Kasten rechts). Hier wohnen Männer, die nach einer Eskalation mit der Partnerin aus der Wohnung flüchteten oder von der Polizei wegweisen wurden. Platz hat es auch

für Kinder, aber selten wohnt eines hier. Antonio, der seit zwei Jahren im Männerhaus lebt, sagt: «Viele finden es komisch, wenn Kinder in einem Männerhaus wohnen.» Doch die Gründe sind eher praktischer Art: Kinder werden vor allem von der Mutter betreut.

Während es seit vierzig Jahren Frauenhäuser gibt, sind Angebote für Männer erst in den letzten Jahren entstanden. Inzwischen gibt es in der Schweiz drei Häuser, nebst jenem im Aargau seit 2017 auch in Bern und Luzern. Sie alle gehen auf Initiativen des Vereins «Zwüschehalt» zurück. «Das war lange fällig», sagt Präsident Oliver Hunziker. Die Situation der Männer komme immer mehr aus der Tabuecke heraus, nicht zuletzt durch die Einführung des Gewaltschutzgesetzes von 2002, das vorsieht, dass der gewaltausübende Partner oder die Partnerin wegweisen werden muss. Hunziker: «Männer in Beziehungskrisen wissen nach einer Eskalation oft nicht, wo sie hin sollen.»

Die grosse Einsamkeit

So auch Sascha, der ebenfalls am Tisch sitzt. Er war letzten Frühling drei Monate hier. Nach einem Streit mit seiner Frau wurde er von der Polizei aus der Wohnung wegweisen. Der Vater zweier Kinder übernachtete zehn Tage lang in seinem Auto. Er sagt: «Ich traute mich nicht, Freunde um Hilfe zu bitten, auch stand ich unter Schock.»

Die Männer nicken. Marcel sagt: «Männer glauben, dass sie Probleme alleine lösen müssen.» Er selbst spreche nur am Stammtisch über seine Beziehung. Ein anderer Mann berichtet, er habe seinem Freund von seiner Krise erzählt, doch die-

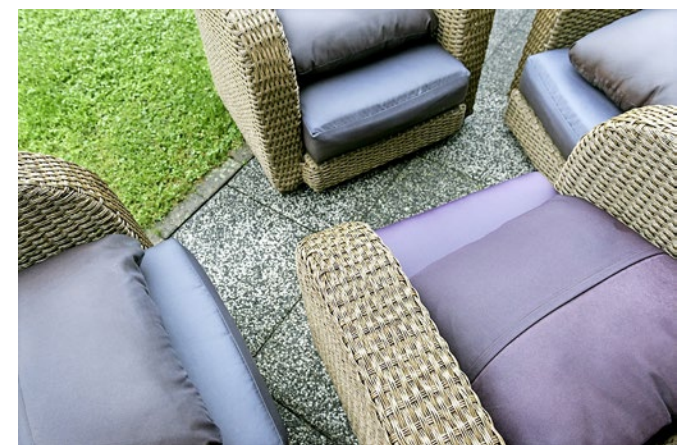
ser fand, er soll sich zusammenreissen. Im Auto übernachteten mehrere Männer aus der Runde.

Die fehlende Lobby

Begleitung gibt im «Zwüschehalt» ein Sozialarbeiter mit einem Arbeitspensum von achtzig Prozent. Die Krisensituation verarbeiten die Männer vor allem im Gespräch untereinander, den Alltag organisieren sie praktisch autonom.

Damit funktionieren die Männerhäuser anders als die Frauenhäuser. «Bei Frauenhäusern handelt es sich um professionelle Kriseninterventionszentren, die auf vierzig Jahren Erfahrung basieren», sagt Susan A. Peter, Geschäftsleiterin der Stiftung Frauenhaus Zürich. «In Frauenhäusern begleiten professionelle Mitarbeiterinnen jede Klientin mit einem Handlungskonzept zur Gestaltung von Beratungs- und Unterstützungsprozessen, bei dem verschiedene Akteure involviert sind.» Die Frauen hätten oft auf vielen Ebenen Bedarf: auf psycho-sozialer, psychologischer, juristischer, finanzieller sowie aufenthaltsrechtlicher. Viele Mütter sind nicht in der Lage, den Alltag sofort alleine zu stemmen, und benötigen längere Unterstützung, etwa eine stationäre Anschlusslösung.

«Wir würden gerne mehr Leute einstellen», sagt Oliver Hunziker. Doch das Interesse der Öffentlichkeit, Männerhäuser zu unterstützen, sei klein. Nicht nur der Kanton Aargau finde ein Haus wie den Zwüschehalt nicht nötig. Die Männer am Esstisch schütteln darüber nur den Kopf. Es müsse mehr darüber gesprochen werden, sagt Marcel. «Aber sogar wir schaffen es ja kaum.» Anouk Holthuisen



Platz wäre auch für Kinder, doch sie kommen selten.

Finanzhilfe der Kirchen für die Männerhäuser

Am Aufbau des ersten Schweizer Männer- und Väterhauses im Kanton Aargau waren die beiden Aargauer Landeskirchen massgeblich beteiligt. Reformierte und Katholiken bezahlten in den Jahren 2012 bis 2014 jeweils 25 000 Franken. Die insgesamt 150 000 Franken von den beiden Kirchen seien «substantiell gewesen für die Entwicklung des Männerhauses», sagt Oliver Hunziker, Präsident und Gründer des Vereins Zwüschehalt.

Zum Schutz der Schwachen

Der Kirchenrat habe beschlossen, den Aufbau des Männerhauses zu unterstützen, weil es dem Schutz der Schwachen diene. «In diesem Fall sind es Männer, die in schwierigen Lebenssituationen sind», begründet Jürg Hochuli von der reformierten Landeskirche Aargau den finanziellen Beitrag. Nun, da sich die Institution mit bis zu zehn Plätzen etabliert hat, überweisen die Reformierten dem Verein noch 5000 Franken pro Jahr – gleich viel erhalten die Frauenhäuser.

Auch für das Berner Männerhaus haben sich die dortigen Kirchen engagiert. Das Haus, das zehn Männern Platz bietet, eröffnete im letzten Sommer. Es befindet sich zentral in der Stadt in einem Gebäude der reformierten Gesamtkirchengemeinde Bern.

Günstiger Mietzins

Die Gesamtkirchengemeinde vermietet die Immobilie im Rahmen einer Zwischennutzung zu einem entsprechend tiefen Zins dem Verein Zwüschehalt. «Bei Zwischennutzungen können keine marktüblichen Mieten verlangt werden, deshalb werden diese Räumlichkeiten in der Regel sozialen Institutionen vermietet», sagt Isabel Stuker von der reformierten Gesamtkirchengemeinde Bern. Die römisch-katholische Gesamtkirchengemeinde Bern und Umgebung hat das Männerhaus 2017 mit einem grösseren Beitrag unterstützt und überlegt sich ein längerfristiges Engagement. Ebenfalls Geld für das Männerhaus gesprochen haben die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn mit einem einmaligen Beitrag von 5000 Franken für den Aufbau. nm

Von dummen Gläubigen und allwissenden Atheisten

Literatur In seinem neuesten Buch «Origin» stellt Dan Brown die Frage nach dem Schöpfergott. Und denkt über die angebliche Unfehlbarkeit der Wissenschaft nach, die sich als neue Religion sieht.

Auch Thriller können Tiefgang haben. Dan Brown, in diesem Genre sehr erfolgreich, setzt sich gerne mit wissenschaftlichen, kulturhistorischen und religiösen Fragen auseinander. In seinem neuesten Opus, dem Roman «Origin», geht es um die – vermeintliche – Gegensätzlichkeit von Glaube und Wissenschaft. Ein aktuelles Thema: Zunehmend sehen sich religiöse Menschen gegenüber ihren atheistischen, nur auf den eigenen Verstand bauenden Zeitgenossen dem Verdacht ausgesetzt, unaufgeklärt, ewiggestrig, märchengläubig und verblendet zu sein.

Die zwei grossen Fragen

Die Rolle des Atheisten weist Dan Brown dem jungen, sympathischen, weltweit vernetzten, erfolgreichen und entsprechend reichen Computerentwickler und Futurologen Edmond Kirsch zu. Dieser hat einen Quantencomputer entwickelt, der ihm nahezu unbegrenzte Rechenleistung liefert – sowie die Antworten auf zwei essenzielle Fragen der Menschheit: Woher kommen wir? Wohin gehen wir?

Nun – der Computer, eine Künstliche Intelligenz namens Winston, kommt zu Schlüssen, zu denen ein Computerhirn fast zwangsläufig kommen muss: Wir stammen nicht von einem Schöpfergott, sondern von Vater Zufall ab, und unaufhaltsam gehen wir in eine Zukunft, in der wir als elektronisch hochgerüstete, gottähnliche Wesen über ein technologisches Paradies gebieten werden. Doch nach all dem Tempo-reichen, Verwirrenden und Mörderischen, das sich über die 670 Buchseiten abspielt, gelingt es dem Autor am Schluss, Religion und Wissenschaft miteinander zu versöhnen.

Religion als Aberglaube

Dan Brown bringt auf den Punkt, was Atheisten am religiösen Denken irritiert. «Glaube bedeutet, etwas als Tatsache zu akzeptieren, für das es keine empirischen Beweise gibt», lässt er sein Computergenie vor grossem Publikum dozieren.



Die Kathedrale Sagrada Familia in Barcelona, wo Dan Browns Roman unter anderem spielt.

Foto: Keystone

«Das Zeitalter der Religion neigt sich dem Ende zu.»

Edmond Kirsch
Protagonist im Roman «Origin»

Die Antithese dieses rückständigen Denkens sei die Wissenschaft. «Sie ist ihrer Definition nach der Versuch, physische Beweise für das Unbekannte, Unbewiesene zu finden und Aberglauben und Sinnestäuschungen zugunsten beobachtbarer Fakten zurückzudrängen.» Kirsch endet, bevor er von einem religiösen Fanatiker vor laufender Kamera liquidiert wird, mit den pathetischen Worten: «Das Zeitalter der

Religion neigt sich dem Ende zu. Das Zeitalter der Wissenschaft hat aber gerade erst begonnen.»

Für gläubige Menschen nicht gerade eine Frohbotschaft. Doch da ist auch noch der Geisteswissenschaftler Robert Langdon. Er muss herausfinden, warum und von wem sein Freund Kirsch ermordet wurde; Antworten bekommt er im Zuge eines furiosen Showdowns in der berühmten Kathedrale Sagrada Familia in Barcelona. Dabei erfährt er auch, dass Kirsch gar nicht der hartgesottene Atheist war, als der er sich immer gegeben hatte.

So endet denn der Roman, der mit einem Plädoyer für den wissenschaftsgläubigen Atheismus begonnen hatte, mit einem versöhnlichen Brückenschlag zwischen Gott und Wissenschaft. Der Priester in der Sagrada Familia fasst es in einem Satz zusammen: «Es hat noch niemals einen intellektuellen Fortschritt gegeben, der Gott nicht eingeschlossen hätte.» Hans Herrmann

Thrillerautor mit Flair für Kirche und Religion

Der US-Bestsellerautor Dan Brown (54) behandelt in seinem neuesten Thriller wiederum ein religiöses Thema (Bericht links). Bereits in den Romanen «Illuminati» und «Sakrileg» ging es um Religion beziehungsweise Kirche. «Sakrileg», sein bisher grösster Erfolg, dreht sich um die These, dass Jesus von Nazareth mit Maria Magdalena Kinder gezeugt und diese später in Frankreich ein Königsgeschlecht gegründet hätten. Neu ist diese These nicht, doch Brown verhalf ihr zu weltweiter Beachtung. Der amerikanische Theologieprofessor Darrell Bock sah sich daraufhin veranlasst, eigens ein Buch zu schreiben, um diese über Nacht populär gewordene These bibelhistorisch zu widerlegen.

Dan Brown: Origin, Lübbe, 670 Seiten, Richtpreis: 30 Franken

Kindermund



Ein frohes Neujahr nach Dreikönig und Habakuk

Von Tim Krohn

Nach der grossen Kälte versank das Dorf im Schnee. Wir bewegten uns auf schmalen Pfaden, daneben türmten sich die Schneemassen. Bigna blieb weiter verschwunden. Ich malte mir aus, dass sie ihre eigenen Gänge durch die Gassen grub oder in Nots Stall im Heu Winterschlaf hielt. Erst als Anfang Februar die Sonne wieder durchbrach, der Schnee zusehends verdampfte und die Räummannschaften die Pfade wieder zu Strassen und Plätzen frästen, sah ich sie durchs Dorf rennen und jeder und jedem, der ihr begegnete, «Bun di, bun on» wünschen, frohes Neujahr – ganz so, als ob sie die ersten Wochen wirklich verschlafen hätte.

Tatsächlich war die Frist für Neujahrswünsche längst verstrichen; die meisten sagen, mit Dreikönig, für einige gilt auch der 15., Tag des heiligen Habakuk, als Grenze. Die Leute lachten entweder oder erwiderten flapsig: «Bun di, bun rest.» Darüber empörte Bigna sich jedesmal von Neuem und zeterte. Sie bestand darauf, dass man ihr viele schöne Dinge wünschte. Als ich auf der Post ihre Mutter Chatrina traf, erzählte sie: «Daran bin ich schuld. Bigna lag zu Neujahr mit Grippe im Bett. Dabei hatte sie sich so darauf gefreut, Neujahrswünsche einzusammeln. Ich musste sie wieder und wieder vertrösten, die Grippe war sehr hartnäckig.»

Als Bigna einer kleinen Gruppe Skitouristen nachstellte und wieder schimpfte, was das Zeug hielt, fing ich sie ab. «Bun di, bun on», sagte ich, «ein glückliches, gesundes, fröhliches, leichtes Jahr wünsche ich dir.» «Und ein langes», forderte sie. «Und ein langes. Warum das?» «Weil ich im Bett liegen musste, und jetzt ist das Schönste schon vorbei.» «Es war Winter, jetzt ist immer noch Winter. Du hast nichts verpasst.» «Doch, den Anfang. Jetzt sind alle mitten drin, und ich war nicht dabei, das ist gemein. Und dann wünschen sie mir nicht mal etwas.» «Das waren Touristen aus der Stadt, dort wünscht man sich nichts. Man grüsst sich nicht einmal. Wahrscheinlich verstehen sie auch kein Romanisch. Und du hast mir auch noch nichts gewünscht.» «Stimmt», sagte sie überrascht. «Bun di, bun rest.» «Ich denke, du findest den Spruch doof?» «Doch, aber es ist lustig, ihn zu sagen.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Jesus hat das Wort

Lukasevangelium

11,42

Wehe euch, den Pharisäern, denn ihr gebt den Zehnten von Minze, Dill und Kümmel, und ihr übergeht das Recht und die Barmherzigkeit und die Treue!

Jesus verband viel mit der Gruppe der Pharisäer, er fragte wie sie nach einem möglichen «Weg zu Gott». Wie gelangte man in seine Gegenwart, wurde von ihm erfüllt und verwandelt? Ihre Antwort lautete: Indem man die alten Gesetzesweisungen minuziös befolgt. Die Abgabe des Zehnten von Korn, Wein und Öl war eine Art Sozialsteuer in Israel, sie kam den landlosen Tempelmitarbeitern zugut und wurde zur Unterstützung der Witwen und Waisen eingesetzt. Diese Praxis stellte Jesus nicht infrage. So tadelte er in diesem Zitat nicht einmal die Abgabe von Kräutern, obwohl er solch kleinliche Gesetzesinterpretation wahrscheinlich auch für übertrieben hielt.

Der wunde Punkt lag für Jesus darin, was die Pharisäer vernachlässigten, nämlich die Fürsorge und das Zwischenmenschliche. Er durchschaute und kritisierte die Motivation der absolut Gesetzestreu.


Diese strebten mit ihrer überspannten Pflichterfüllung vor allem an, gut dazustehen und als Vorzeigegläubige respektiert zu werden. Sie betrieben also Imagepflege und sonnten sich in vermeintlicher Überlegenheit.

Jesus hielt diesen «Weg zu Gott» für eine Sackgasse. Ihm fehlte bei diesem selbstgefälligen Tun der echte Bezug zu den bedürftigen Menschen. Und denen war nicht mit pingeliger Gesetzeserfüllung zu einem würdigen Leben zu verhelfen, sondern mit echter Zuneigung. «Jeder aber gebe, wie er es sich im Herzen vorgenommen hat, ohne Bedauern und ohne Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb», ermunterte Paulus gut zwei Jahrzehnte nach Jesus die Korinther (2 Kor 9,7). Er hatte Jesu Anliegen verstanden.

Eine Religion, die sich in Zwang, Moral und Pflicht erschöpft, ist am Ende und tot. Mögen ihre Führer

noch so eingebildet oder protzig herumstolzieren: Wenn die Fassade zerfällt, bleibt nur ein Scherbenhaufen übrig. Jesus ging es immer um das Dahinter, das Wahre, das Andere, das Ewige. Sein «Weg zu Gott» hatte nichts mit Hochmut oder schönem Schein zu tun. Er begegnete Menschen auf Augenhöhe und rühmte jene, die wie er anderen dienten und beistanden, auch ohne Zuschauer oder Applaus. In einem alten Hymnus (Phil 2,7) heisst es von Jesus, dass er sich aller Vorrechte «entäusserte». Genau das tat er wörtlich, er ent-äusserte sich, war frei von jedem religiösen Vorzeigen. Wenn er handelte, dann «par cœur». Marianne Vogel Kopp

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: www.reformiert.info/wort



• setzt sich für den Frieden ein.
 • ist ein Verein mit philosophisch interkulturellem Hintergrund.
 • wurzelt im christlichen Glauben und fördert den interreligiösen und interkulturellen Dialog.

Die UNITY-Zeitschriften:
 «JA» und «Das tägliche Wort» bieten Hand zur Meisterung des Lebens.
 Mehr Informationen finden Sie unter: www.unity-schweiz.ch
 UNITY-Schweiz, Königweg 1A, Postfach 631, 3000 Bern 31,
 Telefon 031 351 40 38 info@unity-schweiz.ch

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst
Leben für Alle
 über DAB+
 Infos und Programm: radiofd.ch




www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
 70 Anlagen in der Schweiz
 052 / 741 42 12



PFARRBERUF FÜR BERUFSLEUTE

theologischeschule.ch

Sie suchen eine neue Herausforderung und sind interessiert an Lebensfragen, Theologie, Geschichte und Sprachen. Wir führen Sie zum Theologiestudium an der UNI Bern oder Basel.

Nächster Ausbildungstart im August 2018
Informationsabend 12. Februar 2018
 19:30 Uhr, Muristalden 8, 3005 Bern (Trigon)

Anmeldung bis 15. März 2018
 Information und persönliche Beratung
 Lorenz Hänni, 079 362 73 70 / info@theologischeschule.ch

campus Muristalden Kirchlich-Theologische Schule



LESERREISE
 von Samstag, 7. Juli, bis Samstag, 14. Juli 2018

Auf den Spuren von Martin Luther

Diesen Sommer bieten wir eine achttägige begleitete Reise durch das romantische Thüringen an, zu den Orten, wo der wortgewaltige Theologe und Glaubenserneuerer Martin Luther seine Spuren hinterlassen hat. Und wo mit Wieland, Goethe, Herder und Schiller die literarische Klassik blühte.

Begleitet wird die Reise durch Pfarrer Lorenz Wacker, reformiert.-Redaktorin Nicola Mohler und Fritz Käser, Musik.

reformiert.
Kosten: 1295 Franken pro Person, Einzelzimmer 225 Franken, Annullationschutz/SOS-Schutz 24 Franken
Beratung und Informationen: Pfarrer Lorenz Wacker, lorenz.wacker@reformiert.info, Tel. 034 445 22 62
Buchung: GAST AG, Utzenstorf, www.gast.ch, info@gast.ch, Tel. 032 666 40 80




Unterwegs zum Du
www.zum-du.ch

Basel 031 312 90 91
 Bern
 Zürich 052 536 48 87
 Ostschweiz
 persönlich – beratend – begleitend



TELEFON • CHAT • MAIL

Tel 143
 Die Dargebotene Hand
www.143.ch
 PC 60-324928-2

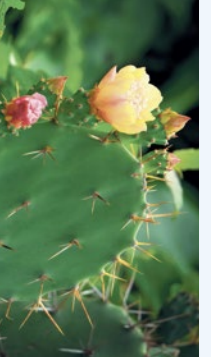



Fachanlass «Vom gelingenden Umgang mit schwierigen Persönlichkeiten»
 Donnerstag, 15. März 2018, 9.30 bis 18.00 Uhr

Anmeldung bis 2.3.2018 online. Auch alle Infos unter klinik-smg.ch/events

Klinik SGM Langenthal, Weissensteinstrasse 30, 4900 Langenthal, Tel. 062 919 22 11

KLINIK SGM LANGENTHAL
 Psychosomatik
 Psychiatrie
 Psychotherapie

THOMAS KINKADES FUNKELNDE WEIHNACHT

IMMERGRÜNE WEIHNACHTSDORF-LATERNENSAMMLUNG

The Bradford Exchange präsentiert Ihnen die „Funkelnde Weihnacht“, eine exklusive Weihnachtsdorf-Laternensammlung inspiriert von Thomas Kinkade. Jede der Laternen in klassischem Design ist aus brüniertem Metall handgefertigt. Beginnend mit der Startausgabe „Love“, enthält jede Laterne in ihrem Inneren die beleuchtete Miniatur-Skulptur einer viktorianischen Villa in winterlichem Glanz – modelliert und handbemalt nach den Vorbildern aus Thomas Kinkades bekanntesten Weihnachtsgemälden. In allen Laternen finden Sie feine Lichterketten. Einmal eingeschaltet erwecken sie den Eindruck eines wundervoll glitzernden sternenerfüllten Weihnachtshimmels. Die Laternendächer sind mit immergrünen Kiefern- und Christstern-Arrangements geschmückt, verziert von festlichen roten Weihnachtsschleifen. So geniessen Sie zu jedem Heiligen Abend den gleichen frischen Weihnachtszauber! Reservieren Sie jetzt Thomas Kinkades „Funkelnde Weihnacht“! Sie erhalten zunächst die Startausgabe „Love“. Anschliessend erhalten Sie die weiteren Ausgaben in regelmässigen Abständen zugesandt.

Produktpreis: Fr. 99.90 je Lieferung (+ Fr. 11.90 Versand & Service)

EXKLUSIV-BESTELLSCHEIN
 Reservierungsschluss 12. März 2018
 58888

Ja, ich reserviere die Kollektion „Funkelnde Weihnacht“
 Ich erhalte eine Gesamtrechnung pro Lieferung.

Vorname/Name Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen
 Strasse/Nummer
 PLZ/Ort
 E-mail
 Unterschrift Telefon

THE BRADFORD EXCHANGE

Bitte einsenden an: **The Bradford Exchange, Ltd.**
 Jöchlerweg 2 • 6340 Baar



Mit Beleuchtung!

Erste Lieferung **Liebe**
 Zweite Lieferung **Frieden**
 Dritte Lieferung **Freude**

*Originalgrösse: von 20,3 bis 25,4 cm.
 Die Laternen benötigen je 3 „AAA“- Batterien (nicht enthalten).*

365-Tage-Rücknahme-Garantie

www.bradford.ch
fb.com/BradfordExchangeSchweiz

Für Online-Bestellung:
 Referenz-Nr.: **58888**

The Bradford Exchange, Ltd. • Jöchlerweg 2 • 6340 Baar • Tel. 041 768 58 58 • Fax 041 768 59 90 • e-mail: kundendienst@bradford.ch

©2017 Thomas Kinkade, The Thomas Kinkade Company, Morgan Hill, CA., All Rights Reserved.

Tipps

Lesung

Kurt Marti –
Texte und
Lieder hören

Am 31. Januar 1921 kam der Berner Pfarrer und Schriftsteller Kurt Marti zur Welt, am 11. Februar 2017 ist er verstorben. Eine Auswahl seiner Texte, bekannte und bisher unveröffentlichte, in Mundart und Hochdeutsch, lesen nun Uwe Schönbeck und Katharina Kilchenmann im Theater «La Cappella» in Bern. Daneben singt ein Adhoc-Chor vertonte Texte Martis und eine Neukomposition des Chorleiters Dominik Nanzer. **ki**

31. Januar (ausverkauft) und 1. Februar, 20 Uhr. Theater «La Cappella», Bern. www.la-cappella.ch



Kurt Marti, Begründer einer neuen Form der Mundartlyrik.

Foto: Urs Baumann

Lesung



Nora Gomringer

Foto: Tobias Bohm

Worte und Klänge im
Berner Münster

Er zwickt, sticht, drückt, pulsiert und hinterlässt Narben, der Schmerz. Die Wortkünstlerin Nora Gomringer setzt sich damit in ihren Texten auseinander und schafft neue Zugänge und Zusammenhänge. Begleitet wird sie vom Schlagzeuger Philipp Scholz. **ki**

sch(m)erzo, Nora Gomringer (Worte), Philipp Scholz (Schlagzeug), 13. Februar, 19.30 Uhr Berner Münster

Theater



Love-in mit Club 111

Foto: Yoshiko Kusano

Remake 68 – kontrovers
und humorvoll

Mit einem Text von Gerhard Meister und Suzanne Zahnd stürzt sich das Ensemble des Club 111 (Regie: Meret Matter) in die wilden Zeiten der 68er-Bewegung. Diskussionen, Sehnsüchte und Auswüchse leben auf, und es stellen sich die Fragen: Was bleibt, und was ist jetzt? **ki**

Ideen und ihre Leichen, 26. Januar, 20.30 Uhr, Schlachthaus Theater Bern, weitere Vorstellungen bis 10. Februar, www.schlachthaus.ch

Leserbriefe

reformiert. 1/2018, S. 1

Angst um die religiösen Sendungen

Nicht ohne die SRG

Danke für den Kommentar von Marius Schären, der die No-Billag-Kontroverse auf den Punkt bringt. Es geht wirklich um viel mehr als um Geld oder auch um Kritik an einzelnen Sendungen der SRG. Es geht letztendlich um ein Stück Demokratie, das unter die Räder käme, wenn es kein öffentlich-rechtliches Radio und Fernsehen mehr gäbe in unserem Land.

Ute Hammann, Zürich

Ethisches Feigenblatt

Im neuen Konzessionsentwurf zur SRG heisst es: «Das publizistische Angebot der SRG hat hohen qualitativen und ethischen Anforderungen zu genügen.» Da wäre doch zu hinterfragen, ob die Übertragung von Formel 1- und Motorradrennen, dopinggesteuertem Profisport, endlosen Krimifolgen, Gewalt- und Zynikerfilmen irgendetwas mit hohen ethischen Anforderungen zu tun hat oder gar Mehrwert für die Gesellschaft erzeugt. Wird die Ethik an einzelne Sendefässer wie «Sternstunden» oder «Wort zum Sonntag» delegiert, um bei anderen tun und lassen zu dürfen, was die SRG-Verantwortlichen für gut und profitabel befinden?

Die Initiative No Billag geht mir auch zu weit. Der Koloss SRG lässt sich aber leider nicht anders bewegen, da die meisten Politiker und Politikerinnen sowie andere von der SRG abhängige Personen und Institutionen sich hüten, es mit der SRG zu verderben, um nicht von ihr abgestraft zu werden. Was ist in dieser Situation das Vernünftigste? No Billag annehmen, um dem Parlament Beine zu machen, einen neuen Verfassungsartikel «Medien» zu erlassen, der eine abgespeckte SRG und das Überleben von privaten Qualitätsmedien ermöglicht.

Alex Schneider, Küttigen

Fehlende Gottesdienste

Als ich Ihre Zeitung öffnete, dachte ich zuerst, dieser Titel sei ein Witz. Da füllen Sie die halbe Frontseite mit diesem reisserischen Titel und ergehen sich dabei in einem Erguss erster Güte, als ob etwas Fundamentales in Gefahr wäre, wo doch sowieso gar nicht mehr viel vorhanden ist. Die SRG glänzt, we-

nigstens im Fernsehen, durch fast totale Abwesenheit von Gottesdiensten. Also muss man sich anderweitig bedienen, nämlich auf deutschen Kanälen. Da gibt es regelmässig evangelische Gottesdienste aus Deutschland, Österreich und sehr selten auch aus der Schweiz. Herrlich, wenn man einmal einen Gottesdienst aus dem Grossmünster Zürich miterleben will, schaltet man ZDF ein, nicht wahr? Ihr Leitartikel ist nur ein Kampf um bereits sehr reduzierte Besitzstandswahrung. Und derweil schrumpfen die Kirchen weiter, weil man nicht genügend investiert, unter anderem in Form von Gottesdienstübertragungen.

Ulrich Siegrist, Henggart

Fehlende Qualität

Als Redaktionsteam von «reformiert.» würde ich mir weniger Sorge um die künftige Anzahl religiöser Sendungen nach der Abschaffung der Billag-Gebühren und dem Verschwinden der öffentlichen SRG machen. Es wird auch in Zukunft religiöse Sendungen geben. Das Problem dürfte die Qualität sein. Es werden immer vermögendere, rechtsevangelikale und fundamentalistische Kreise nur darauf warten, mit viel Geld ihre sektiererische Weltanschauung unter die Leute zu bringen. Mir graust, wenn ich mir vorstelle, wie künftig dubiose Investoren zu ihrem vermeintlichen Seelenheil ungehindert ihre extremen religiösen Hardliner-Positionen mit Bild und Ton verbreiten können. Vorbei die Zeiten, als noch kompetente und ausgewogene Sendungen ausgestrahlt wurden. Ob das dem religiösen Frieden im Land dient?

Ueli Corrodi, Hinterkappelen

reformiert. 1/2018, S. 5–8

Dossier Risiko

Egoistische Sportler

Die Extremsportler – meist verantwortungslose, egoistische junge Männer, Söhne, ja sogar Familienväter – bekommen generell zu viel Aufmerksamkeit! Das ist nicht noch mit Bildern hochzujubeln. Ausserdem gefährden sie auch noch die Retter. Nun stimmt aber Ihr Vergleich mit dem Strassenverkehr überhaupt nicht: Ein Toter von 23 000 Tourengehern versus ein Toter von 24 000 Einwohnern im Strassenverkehr ist völlig falsch. Die Einwohner bewegen sich fast täglich auf

den Strassen, also ein Mehrfaches pro Jahr. Daraus resultiert doch, dass der Extremsport viel gefährlicher ist. Ich finde, das sollten Sie in der nächsten Ausgabe noch korrigieren.

Christine Keusen, Uster

Problem Risikoverhalten

«reformiert.» lese ich regelmässig mit persönlichem Gewinn, und ich danke für die wertvolle journalistische Arbeit. Mit einer Aussage im Dossier «Risiko» bin ich aber nicht einverstanden: «Das Risiko auf Bergtouren entspricht damit etwa dem im Strassenverkehr.» Zum einen betreffen die genannten Zahlen nur die Lawinenunfälle und nicht generell Bergtourenunfälle. Und zum anderen wird nicht berücksichtigt, dass sich die Expositionen unterscheiden. Skitourer mögen statistisch gesehen eine ähnliche Wahrscheinlichkeit haben, im Strassenverkehr wie auf einer Skitour zu sterben. Die Wahrscheinlichkeit ist aber nur deshalb ähnlich, weil sie sehr viel mehr Zeit im Strassenverkehr als auf Skitouren verbringen. Entscheidend ist grundsätzlich das Risikoverhalten, nicht ein Mittelwert der Todesfallhäufigkeit über Tausende von Bergsportlern.

Philipp Mayer, Winterthur

Etwas vom Besten

Gratulation zu Ihrem Dossier zum Thema Risiko. Der Inhalt und die Illustrationen sind für mich etwas vom Besten aus Ihrer meist guten, manchmal auch sehr guten Zeitung.

Robert Kuratle, Winterthur

reformiert. 1/2018, S. 3

Wenn das geliebte Tier alt und krank wird

Zum Wohl der Tiere

Das ist ein sehr interessanter, unter die Haut gehender Bericht. Es bleibt zu hoffen, dass er Wirkung hat! Besser könnte man es nicht sagen: «Extremes klammern und leichtfertiges Töten – beides sind egoistische Handlungen der Tierbesitzer.» Vielen herzlichen Dank der Verfasserin dafür. Eigentlich sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, dass man, wenn keine Chance auf Heilung und Lebensqualität mehr besteht und die Lebensuhr abgelaufen ist, das geliebte Tier durch Euthanasie erlöst und ihm dadurch unnötiges Leiden erspart. Das Wohl des Tieres sollte oberste Priorität ha-

ben. Das Tier in Würde gehen zu lassen, ist der grösste Liebesbeweis, den man dem Mitgeschöpf noch geben kann, bevor es auf die letzte Reise über die Regenbogenbrücke geht, auch wenn es einem schmerzt das Herz aus dem Leib reisst vor Schmerz. Jedoch ist für mich nicht nachvollziehbar, dass es Leute gibt, die gesunde Tiere töten lassen, weil sie ihrer plötzlich überdrüssig geworden sind. Das ist für mich Sünde.

Annemarie Özdemir, Rüfenacht

reformiert. 1/2018, S. 4

Landeskirchen warnen vor sozialem Eigentor

Politisch fahrlässig

Ein guter Artikel zum Jahresauftakt! Es ist wichtig, dass die Interkonnessionelle Konferenz (IKK) die Kürzungen in der Sozialhilfe kritisiert. Die Richtlinien der Skos sind knapp bemessen, und es gibt keinen Spielraum für eine Reduktion, um einen menschenwürdigen Alltag zu ermöglichen. Die Berner Regierung und der bürgerlich dominierte Grosse Rat kürzen den Grundbedarf um 8 Prozent. Bei den jungen Menschen und vorläufig Aufgenommenen aus dem Asylbereich sogar bis zu 30 Prozent, obwohl sie eigentlich die Ursachen von Armut im Kanton beseitigen müssten. Das ist politisch fahrlässig, und die Folgen solch massiver Kürzungen treffen die Gesellschaft über andere Wege hart. Auch die Kirchen sollten hierbei etwas zu sagen haben!

Hasim Sancar, Bern

reformiert. 1/2018, S. 9

Auf dass Gott uns nicht mehr versuche

Mutiger Papst

Ein mutiger Papst! Es wird Zeit, dass wir über diesen Satz nachdenken. Ich bete schon lange «und führe uns in der Versuchung». Ob Gott uns prüft oder der Satan uns herausfordert, spielt doch keine Rolle, Hauptsache, wir lassen uns im Versuchungsfall von Gott führen.

Stephany Rickenbach, Zürich

Jeder darf, wie er will

Warum um Himmels willen soll der Papst nicht ein dualistisches Gottesbild haben und das Böse in einer anderen Instanz, die er Satan nennt, am Werk sehen? Gottesbilder sind nun einmal sehr subjektive

Projektionen auf die eigene innere Leinwand. Religiöse Menschen brauchen das, um das Leben mit allem Schönen und Schrecklichen zu bewältigen. Atheisten und Agnostiker suchen sich dafür andere Projektionsflächen, etwa eine gerechtere Gesellschaft oder die Menschenrechte. Und auch das ist gut so, solange alle in einem respektvollen Dialog auf Augenhöhe miteinander bleiben.

Walter Fesenbeckh, Freienstein

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerberngasse 23, 3000 Bern 13
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 704 125 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Rita Gianelli (rig), Reinhard Kramm (rk)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk)
Felix Reich (fmr), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé
in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Bern - Jura - Solothurn

Auflage: 340 006 Exemplare (WEMF)

Herausgeber: Verein reformiert.

Bern - Jura - Solothurn

Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg

Redaktionsleitung: Hans Herrmann

Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach 312, 3000 Bern 13

Redaktion:

Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23

redaktion.bern@reformiert.info

Verlag:

Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23

verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf

Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal

Tel. 062 919 15 16, Fax 062 919 15 55

abo.reformiert@merkurdruck.ch

Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

Merkur Druck AG, Langenthal/Burgdorf

reformiert@merkurdruck.ch

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen

Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93

info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 3/2018

31. Januar 2018

Druck: Ringier Print AG, Adligenswil



Portrait

«Ich brauche das ständige Kämpfen»

Gassenarbeit Auch Menschen ohne Haus haben Haustiere. Tierärztin Igna Wojtyna hilft mit, dass es ihnen gut geht – den Tieren und den Menschen.



Erschöpft und zufrieden: Igna Wojtyna nach Arbeitsschluss in der kirchlichen Gassenarbeit in Bern.

Foto: Daniel Rihs

Freitagabend, 18.45 Uhr. Igna Wojtyna lässt sich auf einen Stuhl plumpsen. «So! Ich bin durch!» Eigentlich sollte sie schon um 18 Uhr fertig sein, doch dass ihre Tage im Raum der Gassenarbeit Bern länger dauern, ist üblich. Kaum sitzt sie, ruft ihre Kollegin aus dem Büro nebenan, es warte noch eine Frau auf eine telefonische Beratung. Die Tierärztin steht bereits wieder auf und nimmt das Telefon in die Hand.

Gradlinig, effizient – und nett: So hat die 41-Jährige zuvor ein paar Stunden lang Tiere untersucht, eine Katze kastriert, Spritzen gegeben, Hunde mit Chips versehen, Medikamente erklärt und mit den Tier-

halterinnen und -haltern geredet. Vor dem letzten Patienten hat sie ihre acht Monate alte Tochter gestillt.

Zuhause auf dem Bauernhof

Doch sie ist ganz froh, wenn die Arbeit etwas später zu Ende ist und sie nach Hause auf ihren Bauernhof mit Pferden, Hunden, Katzen und Hühnern kann. «Dann hat es wenigstens keinen Stau mehr. Diese Strecke fahre ich nicht gern mit dem Auto», sagt die Tierärztin.

Zum Transport des Materials ist das Fahrzeug aber unerlässlich. Igna Wojtyna muss jeweils quasi die ganze Tierarztpraxis von Zürich nach Bern mitbringen. In grossen

Ikea- und Landi-Taschen auf einem Tisch liegen haufenweise Schachteln, Ampullen, Spritzen. Operationsbesteck wartet auf einem spitgrünen Tuch. Einmal im Monat

Igna Wojtyna, 41

Die Tierärztin und Psychologin aus Regensdorf (ZH) arbeitet hauptsächlich bei den Sozialwerken Pfarrer Sieber in Zürich. Hinzu kommt ein Nachmittag pro Monat in der kirchlichen Gassenarbeit in Bern. Ab Februar gibt es dasselbe Angebot auch in Basel beim «Schwarzen Peter».

dient diese Ecke im grossen Raum als Operationssaal, zum Beispiel für die Kastration von Katzen. An anderen Tagen können die Besucherinnen und Besucher der kirchlichen Gassenarbeit dort ins Internet oder am Computer arbeiten.

Gerade das mag Igna Wojtyna. «Man muss flexibel sein, improvisieren. Es kann alles Mögliche kommen.» Ausserdem liegt ihr die Vielseitigkeit. Sie könne handwerklich arbeiten. «Und ich kann die Leute glücklich machen, indem ich ihren besten Freunden helfe.» Natürlich sei das nicht immer möglich. Besonders schwierig findet es die Tierärztin, wenn sie ein Tier nicht behandeln kann, etwa wenn grössere Operationen notwendig wären. Doch das sei für die Tierhalter meist

«Verantwortung für ein Tier zu haben, wirkt auf Menschen stabilisierend.»

nicht möglich: «Das kostet rasch tausende von Franken – das vermögen die Leute nicht. Da sind wir auf Spenden angewiesen.» Zu schaffen machen ihr zudem manchmal die überhöhten Hoffnungen: «Leben verlängern kann ich nicht. Es ist nicht immer einfach, jemandem mit riesigen Erwartungen klar zu machen, dass das Leben des geliebten Tiers einmal zu Ende ist.»

Erfahrung in der Psychiatrie

Sie könne sich aber gut abgrenzen – und ist dabei dankbar für ihre erste Ausbildung: Wojtyna studierte zuerst Psychologie und arbeitete in der Psychiatrie. Ein tiefgreifendes Ereignis in ihrem Leben habe sie und ihren Mann dann zu einem Neuanfang bewegt. Mit der Veterinärmedizin habe sie doch noch ihren Kindheitstraum erfüllt, sagt Wojtyna. Undschmunzelt: «Zum Bedauern meiner Eltern.»

Der Job gefällt ihr aber nicht nur, Wojtyna ist auch überzeugt von seiner Notwendigkeit. Es sähe sonst nicht gut aus für zahlreiche Randständige – und für die Gesellschaft. «Es ist belegt, dass die Verantwortung für ein Tier auf eine Person stabilisierend wirkt.» Dass sie selbst im Gefüge von Beruf, Familie, Haus und Hof immer etwas «am Kämpfen» sei, findet Igna Wojtyna in Ordnung – und mehr sogar: «Ich brauche das.» Marius Schären

Gretchenfrage

Dodo Hug, Musikerin:

«Heute kann man gar nicht moralisch genug sein»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Hug?

Im Ausland bin ich eine fleissige Kirchgängerin. Ich geniesse die Ruhe. In katholischen Kirchen gibt es auch etwas zu sehen. Als Kind wäre ich ja gerne katholisch gewesen.

Warum?

Ich dachte, die hätten es lustiger im Unterricht. Bei den Reformierten fehlt mir das Sinnliche ein wenig. Aber die Katholiken haben wohl zu viel Firlefanz. Die Kirche war mir lange gleichgültig. Ich bin auch einmal ausgetreten. Aber als ich wieder nach Zürich zog, bin ich irgendwie wieder Mitglied geworden.

Und sind Sie gerne dabei?

Als Kind ging ich mit meiner Grossmutter gerne in den Gottesdienst. Mit dem schleppenden Gemeindegesang hatte ich zwar meine liebe Mühe, aber ich mochte die Lieder. Ich war fünfzehn, als ich ein Jugendmusiklager besuchte. Dort hat mir ein Heilsarmeeoldat aus dem Elsass die ersten Griffe auf der Gitarre beigebracht. Die Bibel würde ich gerne einmal von vorne bis hinten lesen. Doch ich scheitere schon in der Genesis bei diesen endlosen Erbfolgen. Einzelne Texte wie das Hohe Lied faszinieren mich sehr.

Im Gottesdienst zählt für Sie vor allem die Musik?

Nein. Es ist entscheidend, wer auf der Kanzel steht. Und christliche Werte haben wir nötiger denn je.

Welche Werte meinen Sie?

Wie man mit seinen Mitmenschen umgeht. Heute gilt nichts mehr. Aber es gibt doch Dinge, die einfach verwerflich sind. Vielleicht sind die Lieder von meinem Mann Efsio Contini und mir deshalb politischer geworden in letzter Zeit. Ich glaube, man kann heutzutage gar nicht moralisch genug sein. Die Religion verbindet und ist verbindlich. Diese Gemeinschaft ist bedroht, wenn sich die Leute nur dem Geld anvertrauen und der Wettbewerb regiert. Es ist gut, wenn die Kirche da Gegensteuer gibt. Interview: Felix Reich

Christoph Biedermann



Tipp

Stadtspaziergang

Durch den Vorgarten und den Hinterhof

Was bedeutet «zuhause sein»? Diese Frage führt als roter Faden durch den szenischen Quartierrundgang «Nirgendwo mehr als hier» von Stättland – eine inszenierte Schnitzeljagd durch den Breitenrain und die Lorraine. Verschiedene Wohnformen kann man hautnah miterleben. Dabei verbindet eine Tonspur mit Interviewaufnahmen die einzelnen Standorte wie Vorgärten und Hinterhöfe, die gute Stube oder den Gruppenraum mit Hausregeln. Die Erkundungstour durch städtische Wohnformen lässt die Teilnehme-

rinnen und Teilnehmer das eigene Wohnen neu betrachten.

Durchgeführt wird der Stadtspaziergang an den ersten zwei Wochenenden im Februar. Pro Abend nehmen vier Gruppen die Schnitzeljagd ohne Rundgangleitung auf. Das Publikum trifft auf Installationen einzelner Gegenstände. Man begegnet Schauspielerinnen und Schauspielern, die literarische Texte lesen oder Szenen spielen und kann den Interviews lauschen. Der genaue Treffpunkt in der Nähe des Berner Viktoriaplatzes erfolgt nach der Anmeldung.

«Nirgendwo mehr als hier», 1.–3. und 8.–10. Februar, jeweils 19.30/19.50/20.10/20.30 Uhr. 25 Franken. Infos und Anmeldung: 031 371 10 17 oder www.staettland.ch



Dodo Hug spielt die Programme Cosmopolitana und mit Efsio Contini Sorriso Clandestino. Foto: Barbara Hiestand